

SITZ DER GESCHÄFTSSTELLE

Unsere Geschäftsstelle in Husum ist von der Theodor-Storm-Straße 9 nach Osterende 46 verlegt worden. Der Fernsprechananschluß (0 48 41) 24 23 bleibt bestehen. Außerhalb der Geschäftszeit ist der Geschäftsführer Harms unter (0 48 41) 49 02 fernmündlich zu erreichen.

WAS DIESES HEFT BRINGT

	Seite
<i>Richard Heizmann (Briefauszug)</i> Weihnachtlicher Besuch bei Emil Nolde	123
<i>Friedrich Ernst Peters</i> Weihnacht (Gedicht)	126
<i>Wilhelm C. Hambach</i> Nur Augen für das Schöne in der Welt (Hans Holtorf – Hans Busch-Alsen)	127
<i>Hella Heizmann</i> Richard Haizmann (Ein Künstlerportrait)	133
<i>Joachim Kruse</i> Richard Haizmann und sein Werk	138
<i>Horst Nägele</i> Aus J. H. Schlegels Abhandlung über die Vortheile und Mängel des Dänischen ... (1764)	141
<i>Podiumsgespräch (Flensburger Tage 1976)</i> Zweisprachigkeit – Chance oder Belastung?	145
<i>Johann Ohrtmann</i> Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft 1919	154
Umschau ab Seite 161	

WILHELM C. HAMBACH, geb. 25. 9. 1908 in Bonn; Studium der Musikwissenschaft, Germanistik, Geschichte und Kunstgeschichte, Dr. phil.; seit 1934 Zeitungsredakteur und Kunstkritiker; Nach Kriegsgefangenschaft in den USA und England ab 1948 Theaterkritiker und Gerichtsberichterstatter; von 1958 bis 1976 Feuilletonchef des Flensburger Zeitungsverlages.

HELLA HAIZMANN, geb. Schwarz, wurde in Kiel geboren. Sie studierte von 1920 bis 1924 in Hamburg Gesang und heiratete 1924 Richard Haizmann. 1934 Übersiedlung mit ihrem Mann nach Niebüll. Dort wirkte sie als Gesangspädagogin. Betreut heute das künstlerische Werk Richard Haizmanns.

JOHANN OHRTMANN, geb. 18. 3. 1898 in Flensburg; Besuch der Präparandenanstalt in Apenrade und des Seminars in Tondern; Soldat im 1. Weltkrieg, Kriegsgefangenschaft; Volksschullehrer bis 1933; seit 1945 im schleswig-holst. Schulverwaltungsdienst; lebt als Oberregierungsschulrat i. R. in Kiel.

JOACHIM KRUSE, Dr. phil., Wissenschaftl. Direktor am Schlesw.-Holst. Landesmuseum, Schloß Gottorf, Schleswig; geb. 2. Oktober 1929 in Alt-Kaebelich (Mecklenburg-Strelitz); Studium der Kunstgeschichte in Kiel und München; 1958-63 wissenschaftl. Mitarbeiter der Kunsthalle zu Kiel, seit 1963 des Landesmuseums in Schleswig; Geschäftsführender Vorsitzender des Landeskulturverbandes Schleswig-Holstein e. V.

Fotos: Holtorf 2, Busch-Alsen 2, Landesmuseum 4, Johannsen 7

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich und werden herausgegeben vom Grenzfriedensbund. Bezugspreis für V 3339 F 2,— DM, für V 3340 F 1,— DM jährlich.

Für die mit Autorennamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich.

Redaktion: Ernst Beier, 239 Flensburg, Waldstraße 40.

Geschäftsstelle: Husum, Osterende 46

Druck: Severin Schmidt GmbH & Co., Graphische Werke, Flensburg.

GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

WEIHNACHTLICHER BESUCH BEI EMIL NOLDE

Aus einem Brief Richard Haizmanns an einen Jugendfreund

*Lieber Paul!*¹

Berlin, 2. Weihnachtstag 1933

... Gestern, am 1. Feiertag, waren wir alle bei Noldes eingeladen. Er wohnt jetzt nicht mehr in dem kleinen, stillen Atelier in der Tauentzienstraße, wo ich ihn vor langen Jahren kennengelernt hatte, sondern in einer prachtvollen Wohnung in der Bayernallee, in dem riesenhaften Atelier war der Kaffeetisch gedeckt. In einer hohen, gesinterten schlanken Vase von mir standen feuerrote Amaryllisblüten, das sah wunderbar aus, und Frau Bamberger² sagte zu Nolde: „Noch eine grüne Maske dazu und eine Blätterranke dazu, das schönste Stilleben von Nolde.“ Und Nolde sagte lächelnd zu mir: „Ja, das wäre es, aber mit Haizmannscher Kunst.“ Ich habe die Vase vor einigen Jahren bei Commeter³ erworben in der Munch-Haizmann-Ausstellung. Ich finde, Ihre Vasen sind so erdhaft, daß ich an ihnen immer das seltsame Erlebnis habe, die Schönheit der Blumen wird erhöht durch die Vasen, und die Schönheit der Vasen wird erhöht durch die Blumen.

Jetzt stellte er Bilder vor uns hin an der Längswand des Ateliers. Ein Bild Feuerlilien mit Rittersporn, ein zweites, ein Frühlingsgarten: Stiefmütterchen und blaue Iris, eine Landschaft mit weißer Mühle vor einer orangefarbenen Abendwolke, und eine seltsame, märchenhafte Darstellung „Kind und großer Vogel“ ...

Plötzlich hatte er wohl gemerkt, daß wir ihn alle lächelnd ansahen, er stand auf, nahm alle Bilder weg und stellte ein einziges Gemälde an die Wand, das in seiner lieblichen Innigkeit ein einzigartiger Nolde war: ein seltsames Weihnachtsbild. Im Vordergrund ein beinahe kindliches junges Mädchen mit großen Augen und

blondem Haar, das sich lächelnd über ein kleines nacktes Kind beugt, das vor ihr liegt. Im Hintergrund ganz verhalten in Form und Farbe in blauem Mantel Josef. Die ganze rechte Seite des Bildes wurde ausgefüllt von einer riesenhaften Sonnenblume, die sich wie lächelnd über die Gruppe Mutter und Kind beugte. Ich sagte zu Nolde: „Das ist aber sehr eigenartig und schön“, und Nolde erzählte: Ein junger Pfarrer habe das Bild für die Adventszeit in der Kirche am Gendarmenmarkt auf gehängt. Der Pfarrer habe das Bild vor Weihnachten zurück gebracht und habe gesagt, es passe doch nicht recht in eine Kirche. Man hätte gemeint, es sei nicht sakral, und, schloß er, ich mußte ihm sogar rechtgeben, das Sakrale gelingt mir eben nicht.

Frau Bamberger meinte: „Das Bild ist trotzdem lieblich in einer irdischen Feierlichkeit, und wenn später die Menschen, wie die Russen früher mit ihren Ikonen, in ihren Häusern einen Altar aufbauen und das tägliche Leben sakral leben, dann paßt auch dieses Bild zu einer Feierstunde. Aber Ihre Kunst, lieber Herr Nolde, ist nicht sakral, sondern vital. Ihre Blumen leuchten und flammen, in ihren Landschaften leben die Blitz- und Donnergewalten, und in Ihrem Bild ‚Kind und großer Vogel‘ leben alle Elementargeist er, Zwerge und Trolle, Nixen und Nebelfrauen, und in der Ferne spürt man das unruhige Meer mit dem gewaltigen Wassermann, der auf seinem Muschelhorn ein wildes Lied bläst. Sie sind ein Elementargeist“ ...

Draußen auf dem Heimweg durch die grell beleuchtete Großstadt sahen wir trotz aller Lichtreklamen und Beleuchtungen die Weihnachtssterne am Himmel leuchten. Und Frau Bamberger sagte zu mir: „Nolde war heute aber glücklich. Er tut mir so leid, er liebt seine Heimat so sehr, besonders im Winter im Schnee würde er dort so gerne malen. Aber immer wird sein Leben zerteilt: der Sommer in Nordfriesland, der Winter in der Großstadt. Und wenn ich ihn sehe, fällt mir immer ein Wort ein von Solowjeff: O Gott, wann findest du deine Heimat auch in mir, auf daß ich allen Menschen ein Bruder sein kann.“

Dieses schöne Weihnachtswort möchte ich auch Dir, lieber Paul, als Gruß senden.
Dein Richard

Richard Haizmann „Wandlung des Lebens“, Briefe 1914—1963
Verlag Hans Christians, Hamburg

- ¹ *Paul Epple* war ein Klassenkamerad und Jugendfreund von Richard Haizmann.
- ² *Frau Bamberger*, bis 1934 in Berlin wohnhaft, dann in Niebüll, wurde durch Prof. Sauerlandt, den Direktor des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe, mit Richard Haizmann bekannt.

- 3 *Commeter*, älteste Gemäldegalerie in Hamburg, Treffpunkt von Kunstfreunden und Sammlern.

WEIHNACHT

Jede Weihnacht ist ein Reim,
der den Mißklang tönend schlichtet.
Zu dem Glauben führt er heim:
Unser Leben wird gedichtet.

Was als holprig du gerügt,
braucht nun Neuguß nicht noch Feile.
Unter deinen Händen fügt
rhythmisch sich das Jahr zur Zeile.

Sieh dein Jahr! Da tanzt es schon,
singt und mahnt sein Reim: Frohlocke!
Und den wahlverwandten Ton
stärkt des Himmels hohe Glocke.

Wie ein Bau, der gottwärts strebt,
steht in Strophen aufgeschichtet alles,
was du je gelebt.
Unser Leben wird gedichtet.

FRIEDRICH ERNST PETERS

*Entnommen den „Weihnachtsgeschichten aus Schleswig-Holstein“
Husum Druck- und Verlagsgesellschaft, Husum*

Nur Augen für das Schöne in der Welt

Sie setzten auf Tradition: Hans Holtorf und Hans Busch-Alsen

Im Hinblick auf den seit einem runden halben Jahrhundert sich auf ethischem, politischem und künstlerischem Felde immer listiger und grimmiger vollziehenden Angriff auf das, was wir als Festkörper der Ordnung verteidigen, sei diesem Essay über zwei hervorragende traditionsverbundene Maler unseres deutsch-dänischen Grenzlandes ein provozierendes Wort des italienischen Schriftstellers Giovanni Papini (1881—1956) vorangestellt: „Der Teufel hat sich inkarniert, hat sich zum Menschen gemacht. Er ist der Mensch.“ Als gäbe es für sie keine — zumindest zu einem Teil — ver-teufelte Menschheit, haben Hans Holtorf (Glücksburg/Bockholmwik) und Hans Busch-Alsen (Flensburg), ein jeder für sich, mit der Kraft der Harmlosigkeit die Anstürme der künstlerischen Anarchie an sich vorbeitoben lassen, dem Grashalm gleich, den kein Orkan knickt. Ihr ganzes Leben lang hatten sie, die beide inzwischen den Meilenstein des 75. Geburtstages passiert haben, nur Augen für das Schöne in der Welt, das zwar allenthalben gefährdet ist, trotzdem sich auf vielfältige Weise offenbart. Nicht einmal in ihren Skizzenbüchern erscheint eine Szene sozialkritischen Aufbegehrens, geschweige denn wird in ihren vielen Aquarellen und Ölgemälden der Versuch einer Anbindung an eine der zahllosen abstrakten Experimente und Formulierungen unternommen, die ja nicht ausnahmslos als schizophrene abgetan werden dürfen, zumal sie doch im seriösen Sortiment ein notwendig neues Kapitel Kunstgeschichte und Kunstästhetik bereits bedeutsam füllen. So gesehen, sind unsere beiden Alten Herren der noch immer weltweit wirkenden Nachhut jener Künstlerelite beizuordnen, die aus der Romantik hervortrat und sich mit feinsinniger Bildung dem milden Zauber des Impressionismus hingab.

Kaum anders als zu einem tastenden Versuch ließen sich Holtorf und Busch mit dem zwar originellen, doch letztlich groben und exaltierten Expressionismus ein, der sich mit seinen Initiatoren erschöpfte und dessen letzte zerstäubende Funken jene Kettenreaktion zündeten, die uns den heute tonangebenden Nihilismus einbrachte. Da von kostspieligen, überwiegend pseudokünstlerischen Veranstaltungen wie der Kasseler „documenta“, der venezianischen „Biennale“ und der Öffnung selbst weltbekannter Museen wie der Londoner Tate Gallery für Abnormitäten aller Art nichts Positives zu erwarten ist, die Dreistigkeit maßgeblicher Scharlatane vielmehr auf eine gesteuerte Kulturzersetzung schließen läßt, kann Widerstand nur noch aus dem Abseits des turbulenten

Antikunstabetriebes geleistet werden. Man darf sich von Schlagworten wie „Provinzialismus“ nicht beirren lassen, sondern erwäge, ob nicht der noble Begriff „Urbanität“ damit getroffen werden sollte. Was unser Grenzland betrifft, so hat es vornehmlich in seiner deutschen Dichtigkeit im Verlauf der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und dann darüber hinaus deutliche Zeichen eigener künstlerischer Aktivität gesetzt, darüber hinaus auch Maler von auswärts vor seine motivisch reichen wie reizvollen Angebote gelockt, wobei der historisch bedingte Partikularismus eine unbestreitbar fruchtbare Kehrseite zeigen konnte. Von den Nordfriesischen Inseln bis zur Künstlerkolonie Ekensund an der Flensburger Förde signierte eine landschaftsverpflichtete hochqualifizierte „Heimatkunst“ von weltmännischer Attitüde: Namen wie Carl Ludwig Jessen, Carl Christian Magnussen, Hans Peter Feddersen, Jacob Nöbbe, Alex Eckener und Otto H. Engel mögen dafür stehen.

*

Mit Engel (1866—1949) war HANS HOLTORF freundschaftlich verbunden, doch ungleich stärker mit Niko Wöhlk aus Schleswig, seinem eigentlichen Lehrer, der ihm entscheidend dabei half, seine künstlerische Veranlagung zu jener Kunstintelligenz zu entwickeln, die wahres schöpferisches Können als Komponenten aus souverän beherrschtem Handwerk und sublimiertem Geist fordert. Hans Holtorf, der seit 1935 in einem kleinen selbsterbauten Haus an der Flensburger Außenförde wohnt, wurde am 29. Juni 1899 in Friedrichstadt an der Eider geboren. Nach dem humanistischen Abitur in Schleswig studierte er an den Universitäten Kiel und München Kunstwissenschaft und Archäologie, dabei immer das vor den Eltern geheimgehaltene Ziel vor Augen, Maler zu werden. Doch während einiger Jugendjahre verdrängt die Lust am Theaterspiel den Trieb zur Malerei. Mit gleichgesinnten Studenten und werdenden Schauspielern gründet er 1921 in Heide den „Masken-Wagen der Holtorf-Truppe“, der von 1923 an zwei Jahre lang durch Deutschland rollt, den von Holtorf bearbeiteten „Lübecker Totentanz“ an der Spitze eines Programms, das auch Werke von Büchner, Wedekind und Shakespeare verzeichnet. Man gastiert mit Aufsehen erregendem Erfolg an großen Bühnen, wie in Düsseldorf bei Louise Dumont. Zu der zwanzig Mitglieder starken Gruppe zählen später so berühmt gewordene Künstler wie Matthias Wiemann, Ernst Ginsberg, Erwin Parker, Werner Finck, Annette de Fries und der Münchner Theaterpädagoge Oskar v. Schab. Doch ohne die Hilfe der deutschen Minderheit in Nordschleswig wäre Holtorfs „Masken-Wagen“ nur schwer in Gang gekommen. Sie bezahlte nämlich ihre Eintrittskarten mit inflationssicheren dänischen Kronen.

Dem deutsch-dänischen Kulturaustausch gab Hans Holtorf eine Übersetzung des gesamten Komödienwerks Ludvig Holbergs (1684—1754) zur Hand, 32 Stücke, angeregt von seiner Frau Agathe, einer deutschbewußten Gutshofstochter aus

Emmerlev bei Hoyer. Heimlich hatte sie für den „Masken-Wagen“ ihres Mannes den unverwüstlichen „Jeppe vom Berge“ übertragen, der sich dann als wahres Göttergeschenk erwies. Agathe Holtorf steuerte noch weitere Holberg-Stücke „für den Hausgebrauch“ bei, den weitaus größeren Rest übersetzte das Ehepaar dann gemeinsam. Die Bühnenresonanz stand jedoch in keinem Verhältnis zum schöpferischen Aufwand. Und dem Deutschen Bühnen-Verein blieb es vorbehalten, 1925 dem erfolgreich rollenden „Masken-Wagen“ mit pekuniären Zwangsaufgaben den Weg zu versperren.

Zwei Bücher weisen unseren Maler des weiteren als feinsinnigen Literaten aus: „Griechisches Skizzenbuch“ als Ergebnis einer 1956 mit dem Dithmarscher Maler Willi Graba durchgeführten Studienreise „zur Ursprungsquelle europäischer Kunst“ und unter dem Titel „Lobe Gott und male“ die an ihn gerichteten Briefe Niko Wöhlks, dessen Werk und Name vor der Vergessenheit zu bewahren eine Kulturverpflichtung ist. Doch Holtorfs literarisches Hauptwerk ist seine 600 Schreibmaschinenseiten füllende Biographie, in zwölf Wintern niedergeschrieben. Wir haben Anlaß zu der Hoffnung, daß dieses kunstgeschichtliche Zeitdokument nicht mehr allzulange Typoskript bleibt.

Als Maler hat Hans Holtorf mit wissenschaftlicher Gründlichkeit sein Schaffen den kunstästhetischen Gesetzmäßigkeiten unterstellt, die seit der Antike ihre Gültigkeit bewiesen haben. Hellas zwang ihn zur täglichen Fragestellung nach dem Verhältnis von Kunst und Natur, von Subjekt und Objekt, von Form und Inhalt. In den Museen ging er in stille Lehre bei den alten deutschen Meistern, deren Bildfarben noch immer leuchten wie am ersten Tag. Für sich selber machte er die Graugrundierung zum Prinzip: Sie ermöglicht ihm, unübertrefflich zarte Nebelschleier über seine Landschaft ziehen zu lassen, Rauhreif ins Buschwerk zu zaubern und der Flensburger Förde, dem Angeliter Land, der jütischen Geest aufs vielfältigste zu huldigen. Der höchst ehrenvolle Vergleich mit Caspar David Friedrich trifft bei Holtorf weitgehend zu. Einem poetischen Realismus mit romantischer Sensibilität verpflichtet, hat Hans Holtorf, auch als Zeichner ein Meister, im reiferen Alter des Sechzig- und Siebzigjährigen seine edelsten Gemälde geschaffen. Harmonie der Formen und Farben sind ihr Geheimnis, und selbst der kleinste Pinselstrich ist mit Verantwortung geführt.

*

Dem Alter den Vortritt, wie geschehen. Nun zu dem anderthalb Jahre jüngeren HANS BUSCH-ALSEN, der ohnehin mit dem beneidenswerten Elan eines Mannes in den besten Jahren noch immer seinen Wohn- und Atelier-Kleinbus nach Südfrankreich steuert, wenn dort die Krokusse sprießen und die Mimosenbäume aufflammen und ihre süßen Düfte vergeuden, während unseren nördlichen Gebreiten noch allerlei Unwirsches bevorstehen kann. Wenn wir ihn nicht im Rhonetal aufspüren oder in der gebirgigen Provence, dann wahrscheinlich

irgendwo in den Pyrenäen, die ihm schon manchesmal die Autobremsen blockierten, bis er ihre malerischen Vorlagen ausgiebig auf seine Landwandrollen übertragen hatte, respektvoll bestaunt von den sprichwörtlich freundlichen Katalanen, die ihn mancherorts schon kennen.

Wie hätte ihn der bizarre Kamm der Pyrenäen davon abhalten können, ab und an bis zur spanischen Mittelmeerküste weiterzufahren, durch Korkeichenwälder und Olivenhaine zu den von Pinien überdachten spanischen Gefilden, die er schon 1924 als technisch gewissenhaft vorbereiteter Absolvent der Düsseldorfer Malerakademie auf dem Fahrrad abgestrampelt hatte. Dieses über und über bepackt und behangen mit Leinwand, Skizzenblöcken und den erforderlichen Malutensilien, im Fahrradrahmen eine vollgestopfte abgeschnittene Aktenmappe, im Rucksack ein Duplikat von Hemd, Hose und Strümpfen, radelte er mit einem Malerkameraden bis Algericas, dann auf nordafrikanischem Boden weite Strecken über Karawanenwege unverdrossen ostwärts bis zum Nil. Mit 300 Mark hatte er sich auf den 10 000 Kilometer langen Weg gemacht, mit illustrierten Erlebnisberichten für ein Hamburger Blatt erzielte er genug Honorar, um acht Monate davon zu leben, ohne sein Startkapital angreifen zu brauchen. Dieser Trieb in die Ferne kennzeichnet Charakter wie Werk des naturverbundenen Künstlers, der im wahren Wortsinn die Welt „er-fahren“ hat, und das mühselig und stets im Zwang gespannter Aufmerksamkeit für große Landschaften, die in meisterlich gekonnter Abbildung beim Betrachter Sehnsucht wecken und den Trost der Natur „heimholen“, wörtlich auch dies gemeint: ins Heim holen.

Auch Hans Busch-Alsen geht es vordringlich um die Schönheit. Wie man ihr künstlerisch beikommt, hat er geflissentlich gelernt. Und es wurde ihm nichts geschenkt: Am 20. Dezember 1900 wurde er in Augustenburg auf Alsen als Sohn eines deutschen Musikers geboren, der als Kapellmeister mit 25 Musikern auf einem englischen Luxusliner die Gäste auf ihren Fahrten nach Amerika, Australien oder Neuseeland unterhielt und selber beiläufig dabei die große Welt kennenlernte. Die Mutter stammte aus Esbjerg, sie war eine ausgeprägte Dänin. Seine starke Sympathie zu Dänemark ist also blutsbedingt, ihr gab er denn auch öffentlichen Ausdruck, indem er den Namen der lieblichen Insel dem eigenen anhängte. Berlin, Hohensalza und Düsseldorf, wo er auf dem Realgymnasium das Abitur machte, waren die nächsten Wohnsitze der Familie Busch. Noch nicht ganz achtzehn, wurde er zum Kriegsdienst bei der Infanterie gezogen und nach kurzer Grundausbildung an der Westfront eingesetzt, fast an derselben Stelle, wo sein Bruder zuvor gefallen war.

Die fürchterliche Not nach dem verlorenen Krieg zwang ihn, sich für Unterkunft und Verpflegung, erst nach zwei Jahren zusätzlich bei 25 DM Monatslohn, auf mecklenburgischen Gütern als „Wirtschafter“ zu verdingen. Nach fünf Jahren erreichte er mit Hilfe des Vaters, die Düsseldorfer Akademie zu beziehen. Dabei

hatte er das Glück, den genialen Holländer Thorn Prikker zum Lehrer zu bekommen, dem er bald nach Köln an die Werkschule mit einem zehn Meter hohen Atelier nachfolgte, darin Prikker seine großen Wandbilder wie „Dambruch“ und „Überschwemmung“ schaffen konnte. Beharrlich fuhr Hans Busch von Düsseldorf nach Köln zu dem „Wiedererwecker der Glasmalerei am Niederrhein“, der seinen Schülern handwerkliches Geschick vormachte und sie zur „Konzentration auf einfachste Form“ anhielt. Der aus Bayern stammende Landschaftsmaler Paul Ederer, sein nächstwichtiger Lehrer, führte seine Studenten oft wochenlang ins Freie, bis nach Holland und Hessen, wo er sie bei Bauern einquartierte, und Julius Paul Junghans brachte ihnen bei, wie man Tiere zu zeichnen habe, Pferde vor allem, sodann auch aus dem Gedächtnis naturgetreu nachzubilden, was man gesehen und sich eingepägt hatte. Derart gründlich geschult, konnte der strebsame junge Mann ruhigen Gewissens der Unruhe seines Herzens nachgeben und sich auf lange Studienfahrten begeben: Nach Paris ging 1926 die erste, dann lockte das Mittelmeer, wo er sich zwei Monate lang in der bezaubernden kleinen Hafenstadt Cassis festsetzte und mit renommierten Künstlern wie Andre Derain, Maurice Vlaminck, Pierre Daura und George Grosz bekannt wurde, bevor er sich auf die bereits erwähnte lange Radtour nach Kairo machte. Bis 1932 dann immer wieder Paris, wo er es nicht versäumte, auch die Académie Julien zu besuchen, die Hochburg schulischen Wirkens. Paris lehrt ihn, wie der unvergessene Flensburger Museumsdirektor Dr. Fritz Fuglsang es zu einer Busch-Alsen-Ausstellung in der Fördestadt formulierte, „neben gründlicher Beherrschung des Aktes die schöne Farbigkeit einer kultivierten Palette und die Kunst der großen Komposition“. Schließlich in Berlin, und das im Atelier eines Lovis Corinth, treibt es ihn im Sommer an die heimatische Ostseeküste, die er bis heute so eindrucksvoll mit dem Flair spätimpressionistischer Sensibilität überzieht.

Ein zweiter Kriegseinsatz, diesmal für drei Jahre im Mittelabschnitt der Ostfront, die Ausbombung der Berliner Wohnung und Werkstatt, gefolgt vom Flüchtlingsaufenthalt in der Lüneburger Heide, unterbrachen sein künstlerisches Schaffen, doch nicht den Höhenflug des schließlich in Flensburg mit Frau Brunette Theodore, einer waschechten Berlinerin, heimgekehrten „Obergefreiten“. Eine zum 75. Geburtstag im Städtischen Museum Flensburg veranstaltete Ausstellung, die nach Dänemark weiterging, wies den Kosmopoliten Hans Busch-Alsen nicht nur als hervorragenden Landschaftsmaler aus, der inzwischen seinen Motivkatalog nach Skandinavien bis in den Bereich der Mitternachtssonne ausgeweitet hat, sondern auch als einen von tiefem Ernst geprägten Porträtisten und als exzellenten Blumenmaler.

Wie Hans Holtorf steht Hans Busch-Alsen am Pylon zum Tempel der Schönheit, den gegen die vielerlei häßlichen Anbrandungen zu schützen, nun unsere Sache

ist.

R. Haizmann 1895–1963

... denn was ich schreibe, geht von einem liebenden Herzen aus, und das strömt anders als der Intellekt. Aber schon kommt die Frage: Kann vom Verstand aus etwas über das Mysterium eines wahrhaft schöpferischen Künstlers ausgesagt werden? ...

Wer ihn gekannt, gesehen und erlebt hat, wird ihn nicht vergessen. Im August 1934 betrat er zum erstenmal den Boden, der ihm durch dreißig Jahre eine neue Heimat werden sollte. Seine hochgewachsene Erscheinung in disziplinierter Haltung, die immer noch den Offizier und Stoßtruppführer des ersten Weltkriegs (mit hohen Auszeichnungen) verriet, die blauen Augen unter blonden, buschigen Augenbrauen, der Gang und das Lächeln, dieses liebevolle Entgegenkommen seinem Partner gegenüber, die Sprache, geformt von seiner schwäbischen Heimat Rottweil am Neckar, all dies schuf sofort eine Verbindung zu seinen Besuchern und den Dorfbewohnern.

Jeder kannte ihn in Niebüll, das 1934 noch ein Dorf war, mit, wenn überhaupt vorhanden, Kopfsteinpflaster und Schotterstraßen mit seitlichen Abflußgräben, in die man nicht versehentlich hineingeraten durfte, was auch ab und an zum Gaudium der Bewohner geschah. Und dann die weiten Wege ins Freie!

„Hier in dem einsamen Dorf mit den weiten Fluren in spürbarer Nähe des Wassers könnte ich schon eine Hymne an das Leben schreiben, über grüne Weiden und Wiesen mit den vielen Tieren und mond hellen Nächten, blaugoldenen Sommertagen, über Wind, Blitz und Donner und über Nerven. Den geheimen Sinn oder alle Sinne des Lebens, glaube ich, kann ich hier in der Einsamkeit dieser großartigen Natur finden. Tod, wo ist dein Stachel?! — Das Atmen kann man hier wieder lernen, oder vielmehr, man wird seiner Wesenheit gewahr, wenn der Typhon über die Felder braust. Ich höre ihn noch bis in meine Träume. Oder ist es Orpheus, der mir zur Leier die schönsten Lebenslieder singt? Hier wird man bewußter und intimer eingeschaltet in den Rhythmus der Lebensvorgänge ...“

*

Diese Weite und Einsamkeit brauchte der Maler und Bildhauer Richard Haizmann, um seine inneren Wege beschreiten zu können. Es war sein geradezu forderndes Anliegen geworden, den Menschen mit der Natur in Einklang zu bringen. Er kam von Hamburg, das ihm von 1922 bis 1933 den Aufenthalt gab, in seiner Entwicklung als bildender Künstler den Durchbruch zu eigenem Schaffen zu erleben. Die ersten Arbeiten zeigten Gestalten, Köpfe in einer traumhaften Unwirklichkeit, die von einer urfernen Wirklichkeit kamen und den Betrachter

faszinierten oder auch befremdeten. Blumen, nicht naturalistisch gesehen, sondern, vorwiegend in Pastell, in ihrem eigenen Wesen gestaltet, sehr fern, doch kraftvoll. Und dann Köpfe, immer wieder Köpfe — in Pastell, Aquarell, Kohle, Kreide, Mischtechniken und Öl. Das war 1924, als er in einer Februarnacht begann, traumhaft, wie aufgerufen, unter einem inneren Zwang, Befehl! Und er gab sich dem hin, was ihn durchströmte. Er fragte nicht nach Technik, wie sie erlernbar war, er schuf aus inneren Urgründen, und die Materie war ihm nur Mittel, um das auszudrücken, was ihn bewegte. Privatsammler, die Museen Hamburg, Bielefeld bergen kostbare Schätze aus dieser ersten Schaffensperiode.

Sein Weg erweiterte sich und führte ihn zur Tiergestaltung. Er erhöhte gleichsam das Tier in sein wesentliches Dasein. Eine große Liebe verband ihn mit diesen dem Menschen untergeordneten Kreaturen. Den Proviant auf seinen Wanderungen bekamen die Pferde, Kühe, Vögel, die Hirsche in den Parks, die er zärtlich lockte, um ihnen ganz nahe zu sein, sie zu empfinden. Immer ging Kraft von ihm aus. Seine Tierplastiken sind unverwechselbar — Elefant in Mahagoni (zerstört), in Marmor, Keramik, in Bronze und Messing, Pferde in Bronze oder Eisen geschmiedet, liegende Kuh (Messing), Katzen in Bronze, Silber, Holz, Porzellan, Eisen, eine Kupferröhrenkatze (Museum Schloß Gottorf), und die Großplastik einer Katze in Teakholz, schwarz poliert (Bielefeld), Vögel in abstrakten Formen, und als Krönung die Erhöhung des Adlers, das „Ich der Adler“ (Bielefeld).

Der Weg zur Gestaltung des Menschenbildes begleitete diese vorwiegend plastische Periode und kam 1933 zum Durchbruch. Die Bekanntschaft und spätere Freundschaft mit neuen Menschen brachten durch einschneidende seelische Erlebnisse den Abschluß der sogenannten Hamburger Zeit. Der Zug nach Norden begann. Hannover, Hamburg waren schon markante Einschnitte gewesen, aber hier in diesem damals noch dörflichen Städtchen Niebüll vollzog sich ein Mysterium der Wiederherstellung des Menschenbildes, seine Erhöhung, seine Überhöhung zum Engel. Hier erfüllte sich die Voraussage Max Sauerlandts, seines Protektors und Förderers in der Hamburger Zeit, beim Anblick des großen Adlers: „Der Adler wirkt auf mich schon ganz sakral, wenn Sie erst Menschen darstellen, werden Sie zwangsläufig in die religiöse Darstellung kommen.“ Hier, in dieser herben Landschaft, in der Nähe des Meeres, erhellte sich ihm seine innere Situation durch Goethes Wort: „Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen, als daß sich Gott-Natur ihm offenbare, wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen, wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.“

So verband sich der Künstler ganz mit dieser einfachen, grandiosen Natur. Er war immer „draußen“, irgendwo in der Marsch, auf der Geest, in Dagebüll, auf Sylt, und malte, zeichnete und ging der Gottnatur Führung nach.

*

Eines Tages malte er am Gotteskoogsee. Er stand im morgendlichen Dunst, im leisen Rauschen des Windes im Reet. Auf einer naheliegenden Fenne graste ein Pferd, das neugierig näherkam. Es ließ sich nicht verjagen, kam immer wieder. Rucksack und Proviant lagen auf der Erde hinter dem Maler, der das Pferd wieder vergessen hatte und sich seiner Arbeit hingab. Plötzlich stufte ihn etwas im Rücken, und da stand er, der „Zossen“, und der Rucksack hing ihm zum Maul heraus. Der Proviant war schon weg. Die Zwiesprache der beiden wird wohl ganz kräftig gewesen sein. Das Pferd hat er, unter seinen vielen Tierstudien, später auch noch gemalt. Das Blatt stand im Atelier auf der Staffelei, da kommt der Briefträger Petersen, genannt Karl Abendsegen, weil er als Postbeamter nach Feierabend täglich seine großen Äcker bestellte, mit einem Anliegen, sieht das Bild, stutzt und ruft: „Dat’s min Perd! Ja wirklich, dat’s min Perd! Auf welcher Fenne waren Sie denn, Herr Haizmann?“ — „Auf der und der.“ Es stimmte, es war „sin Perd“. Er bekam es auch.

Dann in der Marsch mit den vielen Wassergräben und den Schafen auf den Fennen. Seine alles sehenden Augen erkennen in einem Graben den Kopf eines Schafes. Er eilt hin, und mit größter Anstrengung gelingt es ihm, das Tier aus dem Schlick zu ziehen. Das geschah oftmals. Wer sprang denn schon über die Gräben zu den einsamen Tieren! Sie blökten ihn an, und er antwortete in ihrer Sprache. Oh, sie verstanden sich gut mit ihm, die Pferde, die Kühe, die Schafe, die Vögel, jeweils in der eigenen Sprache. Und wer bekam den Proviant?

*

So füllte er sich innerlich mit Gottnatur auf, gewann aus allem neue Kräfte und begann mit der Darstellung des Menschenbildes. Die Arbeiten jener Zeit sind durchflutet von zarten bis glühenden Farben. Natur und Mensch wurden eines. Aber nicht nur die Landschaft durchströmte seine Menschen, sondern auch Blume und Mensch wurden eines. Das waren keine Modelle, denen man eine Blume als Attribut in die Hand gab. Diese Menschen wurden selber zur Blume in Reinheit und Vergeistigung.

Emil Nolde kam öfters in das Haus der Freunde in Niebüll. Er sah diese Aquarelle und war ergriffen und staunte über das Lichtvolle in den Blättern. „Herr Haizmann, bei Ihnen kommt das Licht von innen, ich setze es von außen auf.“ Damit war etwas Grundlegendes ausgesagt über beide Persönlichkeiten.

*

Das Traumhafte in den Arbeiten wich allmählich einem höheren Bewußtsein, geschult an einem Modell. Zeichnungen in Bleistift, Röteln, Kohle — von einer dürrerschen Genauigkeit, beseelt von Ernst und Liebreiz. Seine vielseitige Bildung, sein Wissen um Entwicklung, sein Zurückgreifen auf den göttlichen Urgrund gaben ihm die Möglichkeit einer sich steigernden Gestaltung seiner Ideen. Seine Themen in den großen Holzschnittfolgen erweiterten sich über „Menschen und Götter“ zu

„Erzengel“, Christus“, „Madonna“, Tierkreiszeichen“, „Planetarische Visionen“, „Engel I“, „Engel II“, „Aus der Welt der Evangelien“, „Im Zeichen des Kreuzes“ bis hin zu „Der Auf erstandene“. Es ist dies eine Folge von elf großformatigen Zyklen von magischer Ausstrahlung. Er verzichtete in seiner „Wandlung des Geistes“ auf die Farbgebung, um die Aussage noch abstrakter zu gestalten; denn „Abstraktion ist nicht die Verminderung der Formen bis zum gänzlichen Verlust des Bildinhaltes, sondern Abstraktion ist die höchste Vereinfachung der Form, um die dargestellte Bildaussage zu vergeistigen und die Gestaltung ins geheimnisvoll Magische bringen zu können.“

Wo auch seine Werke ausgestellt und gezeigt wurden, der Betrachter konnte sich nicht dem Sakralen, das wie eine innere Macht von allem ausging, entziehen. Seine Entwicklungslinie zeigt vom Beginn bis zum Ausklang seines Lebens einen unbeirrt begangenen Weg, den er, durch innere Wandlungen geläutert, beschritt. „Erst wenn ein Mensch als Mensch *aufsteigt*, kann er dies auch in der Kunst zum Ausdruck bringen.“ So ist er einer der wenigen, der in der Wirrnis der heutigen Zeit einen Weg aufzeigt durch seine Werke und durch das eigene Leben.

*

Daß Richard Haizmann nicht seinem Rang gemäß von der Öffentlichkeit genannt, gewertet wurde, liegt daran: er war ein Vorläufer, ein „Avantgardist“ für eine neue Zeit, die heraufkommt, die den wahren Geist erkennt und verkündet. Der letzte der untergehenden Kunstepoche war Emil Nolde, der in seiner Darstellung des Menschen im Elementarischen, fast Heidnischen sich erschöpfte. Was er war, war er voll und ganz. Er hatte bäuerliche Kraft im Blut, die in der Wahl seiner kraftvollen Farben zum Ausdruck kam. Blumen, Landschaften und Menschen, selbst seine Christusdarstellungen wirken erdhaft schwer. Sie sind mit der schweren Scholle seiner Heimat verbunden und aus ihr entsprossen. Das alles hat seine Berechtigung als Ausdruck seiner Zeit, die nicht mehr die unsere ist. Denn die Menschen heute haben die Scholle verlassen müssen. Der Ersatz, die Verführung heißt Technik und Chemie, und der Weg führt in die Vernichtung, ins Chaos. All dieses muß und wird erst untergehen müssen, damit der Mensch einsehen lernt, was er mit seinem „freien Willen“ erreicht hat. Er ist zum Spielball geworden zwischen Gut und Böse, steht zwischen Engel und Teufel. Das Irdische ist immer ein Abbild des Himmlischen, und da ist es, als ob die Engel schon apokalyptisch ihren Kampf, ihre Vernichtung des Dämonischen begonnen haben. Hier, in diesem Zeitpunkt, erstand und steht Richard Haizmann und sein Werk.

Bisher erschienen im Hans Christians Verlag, Hamburg:

Bd. 1: „Wandlung des Lebens“, Briefe 1914—1963.

Bd. 2: „Wandlung des Geistes“, Holzschnitte 1950—1962.

Bd. 3: „Wandlung der Tage“, Erinnerungen 1919—1961.

Bd. 4: „Plastiken, Tiere, Menschen, Engel I“, 1924—1962.

Bd. 5: „Plastiken, Tiere, Menschen, Engel II“, 1933—1963.

Richard Haizmann und sein Werk

Einige persönliche Bemerkungen

Ende der fünfziger Jahre habe ich zum erstenmal bewußt Abbildungen von Arbeiten Richard Haizmanns gesehen. Es war zu Beginn meiner musealen Tätigkeit, als ich versuchte, meine Kenntnis von der Kunst des 20. Jahrhunderts zu erweitern, indem ich in Büchern, Katalogen und Zeitschriften las und blätterte. Hierbei war mir eines Tages eine Haizmann-Broschüre in die Hand gefallen, wenn ich mich recht erinnere, aus der Zeit um 1930.

In den fünfziger Jahren war es an den deutschen Universitäten noch keineswegs üblich, Vorlesungen über moderne Kunst zu halten. Der alte Franz Roh, Lehrbeauftragter, nicht Professor der Münchner Universität, war der einzige weit und breit, der Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts lehrte. Die Kieler Barlach-Dissertation von Claus Virch von 1951 gehörte zu den frühesten deutschen Arbeiten der Nachkriegszeit, die einem zeitgenössischen Künstler galten.

Den damals jüngeren Kunsthistorikern, die noch im sogenannten Dritten Reich erzogen worden waren, blieb es selbst überlassen, über den Graben zu springen, der die künstlerische und wissenschaftliche Kontinuität in Deutschland während der zwölf Jahre von 1933 bis 1945 unterbrochen hatte. Das hatte zuweilen groteske Folgen. Was selbstverständlicher geistiger Besitz hätte sein müssen, wurde zur atemberaubenden Wiederentdeckung, Namen, die für die Älteren gang und gäbe waren, wurden von den Jüngeren wie Geheimtips weitergegeben. Die Generation der Großväter avancierte zur Avantgarde.

An eine manchem heute wohl recht merkwürdig vorkommende Art, mit den Dingen fertig zu werden, erinnere ich mich sehr gut, und ich will ruhig darüber berichten, weil sie deutlich macht, wie tief der Graben in Wirklichkeit gewesen ist, von dem ich sprach. Als mir das kleine Buch von Will Grohmann über Friedrich-Karl Gotsch in die Hände fiel, irritierten mich nicht nur die splittrigen Strichlagen seiner Zeichnungen und die abweisende Geste der Mitteilung, ich war höchst erstaunt darüber, feststellen zu können, daß dieser mir bis dahin völlig unbekannte Künstler ein gebürtiger Kieler sei. Da ich nie auch nur ein Wort über den spröden, mich anziehenden Maler gehört hatte, schloß ich daraus, er müsse bereits verstorben sein — und dabei blieb es, wenigstens eine Weile. (Ich möchte, nebenbei bemerkt, wissen, ob der Kunstgeschichtsstudent von heute Künstler seiner Nachbarschaft persönlich kennt?).

Auch Richard Haizmann gehörte für mich zu den „Toten“ — bis ich in einer Ausstellung der Griffelkunst-Vereinigung in Kiel einige seiner großformatigen

Holzschnitte sah, die mit steiler, etwas ungelenker Handschrift signiert waren und keinen Zweifel daran ließen, daß er lebte. Ich erwarb für mich selbst das Blatt „Jüngling mit Walnußzweig“. Es zeigt das frontale Brustbild einer überaus menschenfreundlichen Gestalt, halb Engel, halb Mensch, einen Engel im Diesseits. Das Blatt strömt heilende, versammelnde Kräfte aus, verlockend und distanzierend zugleich. Es sprach mich milde-fordernd, fast erzieherisch an. Möglicherweise war es das, was mich bewog, den Holzschnitt im Zimmer meiner Kinder aufzuhängen: ich versprach mir Gutes davon.

Obwohl Richard Haizmann erst 1963 in Niebüll gestorben ist (er hat dort seit 1934 gelebt), habe ich ihn nicht mehr kennengelernt. Das tut mir sehr leid. Mag sein, daß ich Hemmungen hatte, Kontakt mit ihm aufzunehmen. Ich meine nicht die ganz natürliche Scheu vor einer fremden Persönlichkeit, der man sich indirekt, in der Phantasie schon genähert hat. In den Jahren vor Richard Haizmanns Tod (und auch später) war ich vielmehr in Gesprächen des öfteren einer gewissen gequälten Unsicherheit des Urteils über Haizmanns Arbeiten, zuweilen dem Wunsch nach Distanzierung begegnet, was unwillkürlich hemmenden Einfluß auf mich ausgeübt haben wird — trotz der Erfahrung mit dem „Jüngling mit Walnußzweig“.

Inzwischen hatte ich mich an die eingangs erwähnte Haizmann-Publikation erinnert, ich hatte die Bielefelder und Hamburger Haizmann-Kataloge kennengelernt, und ich hatte die These zur Kenntnis genommen, daß nur der Haizmann der Zeit von 1924 bis 1934 gelte, also nur diejenigen Arbeiten des Künstlers, die noch in Hamburg unter den Augen Max Sauerlandts, des damaligen Direktors des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe, eines Freundes Richard Haizmanns, entstanden waren: ein allzu leicht eingängiges Urteil, das zu revidieren wäre.

Es waren Künstler, die mir gegenüber als erste vorbehaltlos über das Werk Richard Haizmanns sprachen. Dyke Johannsen, der in Tondern lebende Maler, erzählte mir während einer Begegnung, er habe zunächst, bevor er nach München ging, um dort an der Akademie Malerei zu studieren, in Niebüll das Goldschmiedehandwerk gelernt. In Niebüll habe ein ganz wunderbarer Mensch und hervorragender Künstler gelebt, Richard Haizmann, ob ich von ihm gehört habe? Ich weiß nicht mehr im einzelnen, was ich von Dyke Johannsen über Richard Haizmann erfuhr, sehr deutlich erinnere ich mich an die Wirkung seiner Anmerkung: mich durchschloß es, etwas Wichtiges versäumt zu haben! Später sprach ich mit dem Bildhauer Ulrich Beier über die Plastiken Haizmanns, und auch bei ihm spürte ich eine über das Übliche hinausgehende Verehrung seines Werkes. Der Maler Albert Christoph Reck war fasziniert von den Lithographien der Tierfolge, die er im Schloß Gottorf kennenlernte: hier kämpfe einer nicht mit der Materie, er benutze sie leicht und spielerisch als Ausdruck seiner Imagination. Der

Bildhauer Jan Koblasa bewundert Haizmanns Metallplastik des jugendlichen Adlers, die „Morgenrötliche Erhebung“.

In der Galerie Gerd-Wolfgang Essens in Hamburg-Kleinflottbek, wo auch in diesem Jahr eine Haizmann-Ausstellung stattfand, und in der Bielefelder Kunsthalle sah ich zum erstenmal viele der bedeutendsten Arbeiten Richard Haizmanns im Original, später im Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg. Inzwischen habe ich das Haus Richard Haizmanns in Niebüll besucht, das von Frau Hella Haizmann bewohnt wird — bewohnt und beseelt ist in einer Weise, die mich angerührt hat, wie sie wohl jeden, der dies Haus betritt, anrühren wird. Heitere Gelassenheit und Natürlichkeit gehen unmittelbar über in Feier und Betrachtung. Die Sinne werden auf ein Zentrum hin versammelt, und die Zeitlichkeit unseres Daseins wird spürbar.

In unserem Lande ist es meines Wissens bisher nur das Schleswig-Holsteinische Landesmuseum, das Arbeiten von Richard Haizmann besitzt. Die frühesten Erwerbungen gelangten über das Kultusministerium ins Schloß Gottorf, hierunter der „Engel der Abenddämmerung“ von 1959/60 und eine der schweren, einfachen schwarzen Vasen. Auf meinen Vorschlag erwarb vor einigen Jahren der Kulturring in der Studien- und Fördergesellschaft der Schleswig-Holsteinischen Wirtschaft e.V. die frühe Plastik „Röhrenkatze“ von 1926 und die bereits erwähnte „Tierfolge“ von 1926/27, sie sind als Leihgaben der Abteilung zeitgenössischer Kunst im Landesmuseum zur Verfügung gestellt worden. In diesem Jahr glückte es, die großartige, monumental wirkende Neusilber-Plastik „Morgenrötliche Erhebung“ zu den bisherigen Werken hinzuzugewinnen.

Aber mit dieser Sammlung Haizmannscher Arbeiten im Landesmuseum ist es nicht getan. Sie müßte ergänzt werden. Ich hoffe, daß dies gelingen wird.

In Schleswig-Holstein ist das Werk Richard Haizmanns so gut wie unbekannt. Wir werden 1977 im Landesmuseum eine kleine Auswahl dieses bedeutenden Oeuvres, und zwar aus seiner Hamburger und aus seiner Niebüller Zeit, in einer Sonderausstellung zeigen. Ich möchte annehmen, daß in einer so verwirrten Zeit wie der unsrigen Haizmanns Werk aus dem engen Kreis der Freunde und Kenner seiner Kunst herauszutreten vermag, um von vielen aufgenommen zu werden. Dann wird sich auch allmählich ein Urteil über sein Schaffen bilden, das leidenschaftsloser und verlässlicher sein möge als das bisherige.

Abhandlung über die Vortheile und Mängel des Dänischen, verglichen mit dem Deutschen und Französischen (1764)

Die Vorrede des Übersetzers

In der Sprache eines Volkes studirt man die Physiognomie seines Verstandes, und die Geschichte derselben ist die Geschichte seiner Denkart. Die Sprache enthält die Formen, wornach die ganze Nation ihre Gedanken zu bilden genöthigt ist; und selbst der fähigste und freieste Geist fühlet oft mit Verdrusse, wie schwer es ihm werde, seine Ideen von demjenigen Zeichen derselben unabhängig zu machen, die ihm von seiner Wiege an geläufig und mit den Ideen selbst gleichsam in Eins zusammengeschmolzen sind.

*

Man hat sich über die Vielheit der Sprachen sehr oft beklagt, und ihr Schuld gegeben, sie sey dem menschlichen Geschlechte sehr nachtheilig gewesen, besonders auch dadurch, daß sie den Fortgang der Wissenschaften und Künste auf gehalten und gehindert habe. Ich würde mich zu weit von meinem Zwecke entfernen, wenn ich mich auf die Untersuchung einlassen wollte, wie weit es mit allen vorgegebenen schlimmen Folgen seine Richtigkeit habe, und ob dieselben nicht weit überwogen werden von den daraus fließenden Vortheilen, unter denen ich nur des einzigen erwähnen will, daß die Vielheit der Sprachen eins derjenigen Dinge ist, wodurch großen Monarchien, diesen Todtfeindinnen aller wahren menschlichen Glückseligkeit Gränzen gesetzt werden. Allein was die eben gedachte Beschuldigung betrifft, so gethraute ich mir darzuthun, daß nichts der Aufklärung und dem Wachstume des menschlichen Verstandes, so wie der Erweiterung und Vermehrung seiner Kenntnisse beförderlicher gewesen, als eben die Vielheit der Sprachen.

*

Gäbe es nur eine einzige Sprache, so müßte dieselbe entweder weit vollkommener seyn, als alles Uebrige, was unter dem Monde ist, sogar müßte sie Eigenschaften, die einander gerade entgegenstehen, mit einander vereinigen; oder sie würde der Ausspähung gewisser Irrthümer und der Entdeckung gewisser Wahrheiten ewige Hindernisse entgegenstellen.

Mancher Irrthum versteckt sich blos hinter die Beschaffenheit der Sprache, worinnen er gedacht und vorgetragen wird. Daher ein Ausländer ihn oft sehr leicht bemerkt und entblößt, weil in seiner Muttersprache nicht eben derselbige Fallstrick liegt, welcher den Autor und seine Landsleute berückt. Es geschieht solches auch alsdann nicht selten, wenn das Lateinische die Sprache ist, deren

man sich bedienet; denn nicht Jedweder, der in dieser Sprache liest oder schreibt, ist ein Ernesti.

Eben so sind manche Wahrheiten, bey sonst gleichen Umständen, demjenigen leichter zu erfinden, der mehr als einer Sprache mächtig ist. Wer nur eine einzige in seiner Gewalt hat, der besitzt gleichsam nur einerley Werkzeug zu seinen Arbeiten; was sich mit diesem nicht ausrichten läßt, das muß unverfertigt bleiben. Wer mehrerer Sprachen kundig ist, der hilft sich da mit einer andern wo er mit der einen nicht fortkömmt: So wie der, welcher mehrere Werkzeuge besitzt und zu gebrauchen versteht, ein anders da zur Hand nimmt, wo es ihm mit dem einen nicht gelingen will.

*

Auch blos die innere Beschaffenheit einer Sprache selbst ist unsers Nachforschens würdig und für Philosophen vielleicht eben das, was Zergliederung und chymische Auflösung der Körper für den Naturforscher sind. Allein man wird hierinnen weder schnell noch glücklich fortschreiten, wenn man nicht mehrere Sprachen mit einander in Vergleichung stellt. Denn sogar unter denjenigen Eigenschaften, welche viele derselben mit einander gemein haben, sind manche in der einen Sprache sichtbarer als in der andern, und was in dieser sich der Bemerkung selbst eines scharfsichtigen Beobachters entziehet, das lieget dort so klar am Tage, daß man fast nicht darüber hin sehen kann. So wie manche Eigenschaften europäischer Pflanzen dadurch entdeckt worden, daß sie in diesem oder jenem asiatischen, afrikanischen oder amerikanischen Gewächse sehr deutlich in die Augen gefallen sind.

Ueberdieses wird man den Dingen, die einem alltäglich sind, Manches schon darum nicht gewahr, weil man Nichts unbekanntes mehr an ihnen vermuthet, und daher nicht geneigt ist, viel darüber nachzugrübeln: Da man sich hingegen keine Mühe verdriessen läßt, wenn es drauf ankommt, Etwas fremdes mit der sorgfältigsten Genauigkeit zu untersuchen. Daher ich es für sehr wünschenswert halte, daß einige bisher noch ziemlich unbekannte Sprachen von irgend Jemanden, den eine günstige Muse vor Tausenden nascentem placido lumine angeblickt hätte, von einem Michaelis, an Ort und Stelle erlernt werden mögten. Hierdurch würden wir vielleicht über manche bisher dunklen Dinge Licht bekommen, und im Stande seyn. Dieses und Jenes in unsern Einsichten zu ergänzen, wo wir gegenwärtig nicht einmal eine Lücke vermuthen. Ich sage, dergleichen Sprachen müßten an Ort und Stelle erlernt werden. Denn der vorgedachte Zweck wird nicht erreicht durch Bücher, welche von Europäern, noch dazu gemeinlich von sehr mittelmäßigen Köpfen, darinnen geschrieben, oder vielmehr in Worte solcher Sprachen eingekleidet sind, ohne in ihrem Geiste gedacht zu seyn; wobey folglich die Urgestalt derselben größtenteils verloren gegangen und nach der besonderen Muttersprache des Verfassers, wo

nicht völlig umgeformt, doch wenigstens überhaupt europäisiert worden ist. Ein anderer nicht geringer Nutzen, den man von einer gut angestellten Vergleichung erwarten darf, ist der, daß man dadurch die Vortheile seiner Muttersprache besser kennen und besser nützen lernet. Vielleicht liegen Uns Deutschen noch manche einheimische Materialien roh unter Händen, deren die Sprache höchst bedürftig ist, ohne daß sie bisher noch bemerkt, hervorgezogen und bearbeitet worden sind. Zugleich würde dieses eins der kräftigsten Mittel seyn, der Sprachverderbung vorzubauen. Eine vertrautere Bekanntschaft mit der Natur unserer Sprache würde es manchem Scribenten unnöthig machen, sich aus seiner Verlegenheit durch solche Wendungen und vermittelt solcher Ableitungen und Zusammensetzungen zu helfen, welche den ersten Regeln der Sprache und allem guten Brauche zuwider laufen, oder so verschwenderisch mit Katachresen, Metalepsen und andere dergleichen Figuren zu seyn.“

*

Selten waren zwischen zwei Sprachen so viele gegenseitige Überschneidungen zu verzeichnen wie im Falle der dänischen und der deutschen. Und immer wieder hat es kluge Köpfe gegeben, für die die wechselseitige Verzahnung eine Bereicherung des gewohnheitsmäßig mit der eigenen Muttersprache einhergehenden Weltbildes bedeutete. Interessant sind dazu diese Beobachtungen des deutschen Übersetzers eines von Johann Friedrich Schlegel verfaßten Buches, das bereits ein Jahr nach seinem Erscheinen (1763) in der deutschen Übersetzung von G. B. Funk herausgegeben worden ist mit dem Titel „J. H. Schlegels, Professors bey der Universität zu Kopenhagen, Abhandlung über die Vortheile und Mängel des Dänischen, verglichen mit dem Deutschen und Französischen, nebst einigen Anmerkungen und einer Abhandlung des Übersetzers“ (Schleswig, bei Joachim Friedrich Hansen). Horst

Nägele

Obwohl Deutsch in den Volksschulen Dänemarks
als Pflichtfach abgeschafft worden ist ...

Obwohl Deutsch im neuen dänischen Volksschulgesetz nicht mehr obligatorisches Unterrichtsfach ist, sondern nur noch den Schülern von der siebenten bis zur neunten Klasse angeboten wird, haben sich fast 90 Prozent der Schüler in zwei vom Unterrichtsministerium ausgewählten Regionen des Landes für Deutsch entschieden. Eine endgültige Übersicht für das gesamte Land wird erst zur

Jahreswende vorliegen, aber eine Untersuchung in der Kommune Aarhus zeigt, daß sich 93 Prozent aller Schüler der siebenten Klasse sowie 88 Prozent aller Jungen und Mädchen in der achten Klasse freiwillig zum Deutsch-Unterricht gemeldet haben. In der Amtskommune Frederiksborg ist das Verhältnis ähnlich: 91 Prozent aller siebenten Klassen sowie 82 Prozent aller achten Klassen nahmen hier das Deutsch-Angebot an.

„Der Nordschleswiger“, 1. Oktober 1976

Jugend in einem deutsch-dänischen Podiumsgespräch

Zweisprachigkeit - Chance oder Belastung?

In der Juninummer 1976 unserer Zeitschrift brachten wir eine Mitteilung über eine Veranstaltung, die unter der Überschrift „Zweisprachigkeit — Chance oder Belastung?“ ein Bestandteil des Programms der „Flensburger Tage 1976“ war. Heute machen wir auf Grund der uns von der Stadt Flensburg freundlichst überlassenen Tonbandaufzeichnung die Kernpunkte dieser ebenso interessanten wie wichtigen Debatte unseren Lesern zugänglich. Die einleitenden Ausführungen des Diskussionsleiters Lektor Knud Rasmussen sind ungekürzt wieder gegeben, ebenso die prinzipiellen Äußerungen der sechs teilnehmenden Schüler, von denen drei die Duborgschule (Dänisches Gymnasium in Flensburg) und drei das Deutsche Gymnasium in Apenrade besuchen bzw. besuchten. Die Direktoren beider Schulen, Rektor Fanø und Oberstudiendirektor H. J. Nissen, hatten die Unternehmung als solche kraft ihres Amtes gefördert und nahmen an dieser Veranstaltung teil, die, wie die hohe Besucherzahl bewies, auf großes Interesse im Rahmen der Flensburger Tage stieß. Dieses Interesse fand seinen Ausdruck auch in ausführlichen Presseberichten.

Aus technischen Gründen können wir die Diskussionsbeiträge der teilnehmenden Gäste und Besucher nicht bringen, auch nicht die Einzeläußerungen der Schüler in dieser Diskussion. Als Ganzes ließ diese Veranstaltung erkennen, daß es, wie wir bereits berichteten, um drei Themen ging:

Sprache als Kommunikationsmittel, Sprache als Milieufaktor,

Sprache als seelisch-geistig-nationaler Wert.

Die Schüler diskutierten mit viel Engagement und einem Sachwissen, das deutlich auf dem Hintergründe ihrer jungen Lebenserfahrung ruhte. Sie stellten fest, daß die Zweisprachigkeit sowohl Vorteile als auch Nachteile haben kann. Die Unterhaltung konnte naturgemäß das große Thema weder ausschöpfen noch zu konkreten Ergebnissen kommen. In dem Bemühen um die Bewahrung von Traditionen und aus dem Mut, zu neuen Erkenntnissen zu gelangen, sollte der Faden dieser Veranstaltung weitersponnen werden. Es geht um den praktischen Wert des Sprachunterrichts an den Grenzlandschulen ebensosehr, wie um seinen geistig-seelischen Wert. Wer die Verhältnisse kennt, wird hier ein neues Fragen nicht überhört haben.

Quo vadis? Wohin tendieren Kulturpolitiker, Schulen, Eltern, und nicht zuletzt Schüler, wenn es um etwas vom Kostbarsten geht, das dem Menschen eigen ist, nämlich um die Muttersprache? Auch hier ist 1976 nicht mehr 1926. Es fragt sich nur, auf welchem Fels man seinen Standpunkt bauen will. Darüber sollte auch weiterhin nachgedacht und gesprochen werden.

Dr. H. P. J.

Knud A. Rasmussen, Duborg-Skolen

Formidagens tema er „Tosprogethed, chance eller belastning“, som vi skulle prøve at belyse gennem indlæg fra vore seks podiumsdeltagere, tre fra det tyske gymnasium i Åbenrå og tre fra Duborg-Skolen i Flensborg. Som en naturlig foreteelse i forbindelse med det stillede tema og som en understregning af det

særegne i grænselandet, hvor, tosprogethed i mange forskellige grader hører med i såvel det historiske som det aktuelle billede, bruger vi begge sprog i løbet af samtalen sådan at forstå, at deltagerne ganske enkelt taler det sprog, som de nu måtte foretrække. Begrundelsen vil formodentlig fremgå af indlæggene selv. Grænselandets mennesker er bestemt af to kulturmønstre, det tyske og det danske, der gennem naturens gang er vævet ind i landsdelen i mange arter og variationer, nuancer og med mange dominerende træk. Kulturmønstre vævet af historie, politik, tradition, moral o.s.v. bestemmer mennesket og dets forholden sig og gennem sproget i dets grammatiske opbygning, syntaktiske sammenføjninger, dets ordforråd talemåder o.s.v. kommer dette kulturmønster simpelthen til udtryk. Sproget er den grundlæggende kulturelle dannelse, fordi det er gennem sproget, man sættes i stand til at kommunikere det samlede kulturmønster, hvorigennem man bliver til i sin verden. Sproget og den verden, det taler om kan, ikke skilles. Barnet lærer gennem sproget sig selv og verden at kende, hvorved sproget og kulturen under opvæksten bliver det samme. Man vokser op med det indefra. Et andet sprog lærer man udefra, trækkes langsomt ind i det gennem grammatik, syntaks og ordforråd, bliver måske langsomt fortrolig med det, lærer måske endda at tale det flydende. Kan det også blive ens eget? Kan man klare at leve med to sprog? Vil det ene sprog stadig dominere over det andet? Hvilke følger får det? Går den sproglige situation i knude, når man må leve med to sprog? Sådan rejser en lang række spørgsmål sig. Måske får vi i løbet af samtalen nogle svar. Det bliver naturligvis personlige svar, for ikke engang videnskaben kan give klare svar på hele problemkomplekset.

Knud A. Rasmussen, Duborg-Schule — *Das Thema des Vormittags heißt: „Zweisprachigkeit— Chance oder Belastung“, das wir durch Beiträge unserer sechs Podiumsteilnehmer, drei vom Deutschen Gymnasium, Apenrade, und drei von der Duborg-Schule, Flensburg, zu beleuchten versuchen sollten. Als ein natürliches Phänomen in Verbindung mit dem gestellten Thema und als eine Unterstreichung des Besonderen im Grenzland, wo die Zweisprachigkeit in verschiedenem Grade sowohl zum historischen als auch zum aktuellen Bilde gehört, benutzen wir beide Sprachen im Laufe eines Gesprächs in der Weise, daß die Teilnehmer ganz einfach die Sprache sprechen, die sie nun vorziehen mögen. Die Begründung wird vermutlich aus den Beiträgen selbst hervorgehen. Die Menschen des Grenzlandes sind geprägt von zwei Kulturmustern, dem deutschen und dem dänischen, das durch den Gang der Natur in dem Landesteil in vielen Arten und vielen Variationen, Nuancen und mit vielen dominierenden Zügen hineingewebt wurde, geprägt. Kulturmuster, gewebt von der Geschichte, der Politik, der Tradition, der Moral usw. bestimmen den Menschen und sein Verhalten, und durch die Sprache in ihrem grammatischem Aufbau, ihrem syntaktischen Zusammenfügungen, ihrem Wortschatz, ihren Redensarten usw. wird dies Kulturmuster ganz einfach zum Ausdruck gebracht. Die Sprache ist die grundlegende kulturelle Bildung, weil man durch die Sprache fähig ist, das gesamte Kulturmuster zu kommunizieren, wodurch man in seiner Welt sein Dasein erlebt. Die*

Sprache und die Welt, von der sie spricht, kann man nicht trennen. Das Kind lernt durch die Sprache sich selbst und die Welt kennen, wobei die Sprache und die Kultur im Heranwachsen eins werden. Man wächst damit auf von innen heraus. Eine andere Sprache lernt man von außen heraus, wird langsam durch Grammatik, Syntax und Wortschatz in sie hineingezogen, wird vielleicht langsam mit ihr vertraut, lernt vielleicht sogar sie fließend zu sprechen. Kann sie auch die eigene werden? Kann man es schaffen, mit zwei Sprachen zu leben? Wird die eine Sprache immer über die andere dominieren? Welche Folgen wird es haben? Verwickelt sich die sprachliche Situation in ein Knäuel, wenn man mit zwei Sprachen leben muß? So stellen sich eine lange Reihe von Fragen. Vielleicht erhalten wir im Laufe des Gesprächs einige Antworten. Es können natürlich nur persönliche Antworten sein, denn nicht einmal die Wissenschaft kann eine klare Antwort auf den gesamten Problemkomplex geben.

*

Benni Jensen, Deutsches Gymnasium Apenrade

In der Ansprache hier wurde gesagt, das es sehr schwierig ist, eine 2. Sprache zu lernen. Jetzt sind wir ja hier in der glücklichen Lage, daß wir von vornherein, die meisten von uns auf jeden Fall, in zweisprachigen Heimen, also von Kleinkind an eigentlich mit 2 Sprachen aufgewachsen sind und die beiden Sprachen also einen großen Einfluß auf den Alltag haben. Das äußert sich dadurch, daß wir in 2 Kulturkreise einsteigen und uns sowohl dem dänischen als auch dem deutschen Kulturkreis irgendwie durch die Sprache zugehörig fühlen. Es macht sich bemerkbar in dem Moment schon, wo man in den Kindergarten kommt. Es ist ein deutscher Kindergarten gewesen in meinem Fall, die deutsche Sprache ist da gepflegt worden und der Freundeskreis hat sich also auch sehr auf das Deutsche zubewegt. Es konzentriert sich oder fundiert auf das Deutschbetonte, aber es hat das Dänische nicht ausgeschlossen. Es hat es bloß ein bißchen zur Seite gestellt am Anfang. Das ist auch später durch die Ausbildung in der Volksschule, Realschule und Gymnasium der Fall gewesen. Es ist also immer noch beim Deutschen geblieben, und die Zweisprachigkeit ist also ins Blut eingegangen. Es bereitet wenig Schwierigkeiten, beide Sprachen fast vollständig zu beherrschen. Natürlich färben sie aufeinander ab. Das läßt sich wohl kaum umgehen. Es ist so, daß sich Schwierigkeiten in der Syntaxe nicht ergeben, weil wir es von Grund auf gelernt haben, und es sind also sehr wenig Schwierigkeiten vorhanden. Die deutsche Sprache ist für uns in Nordschleswig ein Kommunikationsmittel, daß gebraucht wird, wenn wir unter uns sind in den deutschen Vereinen, in den Sportvereinen und was wir sonst noch alles haben, wenn wir zusammen sind; dann wird meistens deutsch gesprochen. Es kommt natürlich auch vor, daß man sønderjysk spricht, aber das ist plattdänisch. Die deutsche Sprache ist also besonders herausragend. Wenn wir unter uns sind, ist es also etwas unterschiedlich, in welcher Sprache wir sprechen. Im normalen Leben, im

Berufsleben, wenn wir einkaufen usw., gebrauchen wir aber meistens die Sprache, die geläufig ist, also Dänisch, entweder Reichsdänisch oder Plattdänisch. Es zeigt sich da wieder eine gewisse Aufteilung. Das Deutsche hat sich ein bißchen abgesondert, aber man kann sagen, daß die deutsche Sprache dadurch, daß sie von Kindheit an ins Blut gegangen ist und insofern also keinerlei Schwierigkeiten bereitet — weder die deutsche noch die dänische Sprache —, große Vorteile bieten kann für einen Schüler, der wirklich versteht, diese beiden Sprachen zu nutzen.

Kirsten Meyer, Duborg-Skolen

For mig så det lidt anderledes ud. Vi talte ret blandet derhjemme, fordi mine bedsteforældre talte sønderjydsk og plattysk. Med mine forældre talte jeg rigsdansk og med venner tit tysk, så godt nok fik jeg begge sprog med fra fødslen men for mig må jeg sige, har det da absolut været en belastning før i tiden. Nu er det efterhånden blevet sådan, at det danske sprog dominerer og det kommer ikke mindst fra skolegangen. Det var imidlertid en belastning for mig, som jeg oplevede gang på gang, når jeg kom til Danmark, at de der mente, at jeg absolut måtte kunne tale bedre tysk end dansk, og når jeg var i Tyskland, så måtte jeg tit høre, at jeg talte tysk med en grov dansk accent. Derfor fik jeg altså den fornemmelse, at jeg hverken kunne det ene eller det andet sprog. Nu er det efterhånden blevet sådan, at jeg næsten udelukkende taler dansk og kun tysk med personer, som ikke kan forstå dansk. Dog er det nok sådan, at det er meget situationsbundet, om jeg taler tysk eller dansk. Jeg taler f. eks. ikke dansk med en person, som godt nok kunne forstå det, men som jeg udelukkende møder i den tyske hverdag. På skolen taler jeg kun dansk med mine kammerater. Når man skifter mellem de to sprog, så er det desuden tit, for at slippe for at oversætte eller for at finde andre formuleringer. Det oplever jeg f. eks., når jeg kommer fra teoriundervisningen i køreskolen, har hørt de tyske formuleringer og er ved at fortælle om det derhjemme. Jeg begynder godt nok på dansk, men så kommer jeg altså i tanke om de tyske formuleringer og skrifter så straks over til tysk. På en måde skaber man selvfølgelig sit eget sprog, fordi man ikke får den rutine, som man ellers ville få i et enkeltsproget miljø. Til slut vil jeg sige, at jeg generelt tror, at det afhænger meget af personens psyke og sociale baggrund, hvorvidt tosprogethed er en belastning eller en fordel. Jeg tror, at jeg har været hæmmet men mener, at det til dels kan afværges ved en lang skolegang. Det var, hvad jeg ville sige.

Kirsten Meyer, Duborg-Schule — *Für mich sah es etwas anders aus. Wir sprachen sehr verschieden zu Hause, weil meine Großeltern „sønderjydsk“ und plattdeutsch sprachen. Mit meinen Eltern sprach ich dänisch und mit Freunden deutsch. Ich lernte also von Anfang an beide Sprachen, aber für mich persönlich war es doch früher eine sehr große Belastung. Heute ist es jedoch so, daß die dänische Sprache bei mir überwiegt, und das liegt nicht*

zuletzt an der Schule. Es war jedoch eine Belastung für mich, daß ich öfters miterleben mußte, daß man in Dänemark merkte, woher ich kam. Auch in Deutschland hörte man den dänischen Akzent heraus. Deshalb hatte ich oft das Gefühl, daß ich weder die eine noch die andere Sprache beherrschte. Heute ist es aber so, daß ich fast nur dänisch spreche. Deutsch spreche ich nur mit Personen, die kein Dänisch verstehen. Es ist jedoch sicher sehr von der jeweiligen Situation abhängig, ob ich deutsch oder dänisch spreche. Ich spreche zum Beispiel nicht dänisch mit einer Person, die es sehr gut verstehen würde, die ich aber nur im deutschen Alltag treffe. In der Schule spreche ich nur dänisch mit meinen Kameraden. Wenn man zwischen den beiden Sprachen wechselt, ist es oft aus dem Grund, daß man nicht gerne übersetzt oder andere Formulierungen gebraucht. Wenn ich zum Beispiel vom Theorieunterricht in der Fahrschule nach Hause komme und davon erzähle, fange ich oft auf Dänisch an, aber nach einer Weile rede ich auf Deutsch weiter, weil ich nicht die deutschen Formulierungen übersetzen will. Auf diese Weise bekommt man selbstverständlich seine eigene Sprache, weil man nicht die Routine bekommt, die man in einem einsprachigem Milieu bekommen würde. Zum Schluß möchte ich sagen, daß es meiner Meinung nach von der Psyche der Person und dem sozialen Hintergrund abhängt, ob die Zweisprachigkeit ein Vorteil oder ein Nachteil ist. Ich glaube, daß ich sehr gehemmt war, aber das kann man durch eine lange Schulzeit beheben. Das war alles, was ich sagen wollte.

Übersetzung: Edmund Clasen - Holger Bruhn

*

Fiddi Tæstesén, Deutsches Gymnasium Apenrade

Ich möchte versuchen, etwas über die Vorteile der Zweisprachigkeit im späteren Leben zu erzählen. Obwohl sich diese Vorurteile durch den Eintritt in eine deutsche Schule deutlich hervortun, sollten sie genauso wenig der primäre Grund für den Beitritt sein, wie sie auch nicht vergessen werden sollten. Sie werden schon während der Ausbildung deutlich, wenn man im Ausland ein Studium anfangen will. Ebenfalls eröffnen sich dadurch logischerweise mehr Möglichkeiten für einen späteren Beruf, wie z. B. Korrespondent und Dolmetscher, in Speditionen oder ähnlichen Büroberufen, wo die Zweisprachigkeit benötigt wird. Dieser Vorteil wird auch dadurch bestätigt, daß wir deutsch sprechen, weil Deutsch unsere zweite Muttersprache ist. Das wird uns durch eine Anerkennungsprüfung bestätigt. Das heißt, daß unser dänisches Abitur dann dem deutschen in keiner Weise nachsteht.

*

Holger Kühl, Duborg-Skolen

Den foregående fortalte os om de fordele, som han kunne have ved at lære tysk i Danmark. Jeg tror imidlertid, at denne chance kun bliver en virkelig chance for folk, der har mulighed for videreuddannelse. Når jeg tænker tilbage på de kammerater,

som jeg kom i skole med i første klasse i Slesvig, så har jeg kun en klassekammerat, der har fulgt mig her til Duborg-Skolen, som jeg taler dansk med og de andre, som jeg også taler dansk med går stort set på HF eller Idrætskøjskolen eller lignende. De øvrige af mine tidligere klassekammerater har ikke haft meget ud af at være tosproget nemlig dem, der i dag er ansat ved Bundesbahn eller militæret eller lignende steder. Der har de ikke haft nogen fordel af at kunne tale dansk, tværtimod. Man må nok med rimelighed kunne sige, at man, når man bliver indskolet med to sprog samtidig, vil have et standpunkt, der ikke er så godt på noget af sprogene, som det kunne have været, hvis man havde lært hvert sprog for sig, når man taler om de kortere skoleuddannelser. Disse kammerater kan ikke fuldtud udnytte deres chancer ved Bundesbahn eller i militæret, fordi de er belastet af ikke at kunne tale eller skrive korrekt tysk. Altså er tosprogethed kun en virkelig chance for den, der får en videregående uddannelse, mener jeg.

En belastning for den, der får en videre uddannelse, er den situation, at man kommer til at føre to liv. Jeg har selv det indtryk, at det har jeg gjort i en del år efterhånden sådan at forstå, at vi taler dansk her på skolen hele tiden, mens vi hjemme hos mig udelukkende taler tysk og det vil sige, at det jeg lærer her i skolen på dansk og det danske ordforråd, det har jeg ingen anvendelsesmuligheder for i Slesvig, men omvendt kan jeg heller ikke her på skolen anvende det, som jeg i sproglig henseende lærer hjemme i Slesvig. Det medfører videre, at jeg har ligesom to kredse af bekendte, først dem her på skolen og så dem hjemme i Slesvig og de overlapper overhovedet ikke hinanden, består så at sige hver for sig. Jeg tror, at man efterhånden kommer til at føle sådan, at man slet ikke har et fast tilhørsforhold hverken til det ene eller det andet sprog og det vil jeg sige er en psykisk belastning. Jeg mener ikke i forhold til det senere erhvervsliv men at det er en indre psykisk belastning. Hvis jeg havde haft mulighed for at bo i Flensborg hele dagen ville det have set anderledes ud. Jeg vil ud fra mit standpunkt mene, at man skal passe på og ikke lægge alt for megen vægt på det danske sprog over for elever, om hvem man ved, at de ikke vil få en videregående skolegang. Man bør over for disse gøre mere ved det tyske sprog tidligere i skolegangen for at give dem bedre muligheder senere hen i erhvervslivet. Det var det.

Holger Kühl, Duborg-Schule — *Der Vorhergehende erzählte über die Vorteile, die er haben könnte, wenn er Deutsch in Dänemark lerne. Ich glaube aber, daß die Chance nur eine wirkliche Chance für Leute wird, die die Möglichkeit für eine Weiterbildung haben. Wenn ich zurückdenke an die Kameraden, mit denen ich in die erste Klasse der Schule in Schleswig kam, dann habe ich nur einen Klassenkameraden, der mir bis hierhin zur Duborg-Schule gefolgt ist, mit dem ich dänisch spreche, und die anderen, mit denen ich dänisch spreche, besuchen größtenteils „HF“ und „Idrætskøjskolen“ oder Ähnliches. Die übrigen meiner früheren Klassenkameraden hatten nicht viel davon, zweisprachig zu sein, weil sie heute bei*

der Bundesbahn oder der Bundeswehr oder bei ähnlichen Stellen angestellt sind. Dort war es für sie kein Vorteil, dänisch sprechen zu können, im Gegenteil. Wenn man in zwei Sprachen gleichzeitig eingeschult wird und man „nur“ eine kürzere Schulbildung bekommt, dann meine ich sagen zu können, daß der Leistungsstand nicht so gut in beiden Sprachen sein wird, wie es hätte sein können, wenn man jede Sprache für sich gelernt hätte. Diese Kameraden können nicht vollends ihre Chancen bei der Bundesbahn oder Bundeswehr nutzen, weil sie damit belastet sind, nicht ein korrektes Deutsch reden oder schreiben zu können. Also, so meine ich, ist die Zweisprachigkeit nur eine wirkliche Chance für den, der eine höhere Bildung bekommt. Belastend für den, der eine höhere Bildung bekommt, ist die Situation, daß man sozusagen ein Doppelleben führt. Ich habe selbst den Eindruck, daß ich es schon einige Jahre lang getan habe. Das ist so zu verstehen, daß wir hier in unserer Schule die ganze Zeit dänisch sprechen, während wir bei mir zu Hause ausschließlich deutsch sprechen. Das heißt, daß ich den dänischen Wortschatz, den ich hier in der Schule auf genommen habe, in Schleswig nicht verwenden kann, und umgekehrt kann ich auch nicht in der Schule anwenden, was ich in sprachlicher Hinsicht zu Hause lerne. Dieses bewirkt, daß ich zwei verschiedene Bekanntenkreise habe. Ich glaube, daß man mit der Zeit merkt, daß man keine richtige Beziehung weder zu der einen noch der anderen Sprache hat, und das, meine ich, ist eine innere psychische Belastung. Wenn ich die Möglichkeit gehabt hätte, in Flensburg zu wohnen, wäre die Situation eine andere. Ich würde von meinem Standpunkt aus meinen, daß man nicht so viel Wert auf die dänische Sprache gegenüber Schülern legen sollte, von denen man weiß, daß sie keine höhere Schulbildung bekommen werden. Man sollte diesen in der Schule mehr Deutschunterricht geben, um bessere Möglichkeiten für das spätere Berufsleben zu schaffen. Das wäre alles.

Übersetzung: Edmund Clasen - Holger Bruhn

*

Volker Kracht, Deutsches Gymnasium Apenrade
Zur Überschrift „Die Sprache als Kulturträger“. Das Verhältnis und die Beziehung zu den Sprachen: Deutsch ist weiterhin die 1. Muttersprache für mich. Dänisch wird aber langsam zur zweiten Muttersprache, ich kann also in Momenten schon mal dänisch denken, wenn ich über ein dänisches Problem nachdenke. Als 2. möchte ich fragen: Was bleibt fremd in der dänischen Kultur, wenn man die dänische Sprache nicht kann? Man sieht nur das Oberflächliche, man sieht das Land der Milch und Butter. Man denkt in Klischees. Man sieht die Einfamilienhäuser und die Altenheime. Aber man erfährt nicht, warum alles so ist; dann bleiben einem 2 Möglichkeiten: Einmal sollte man Dänemark mehr besuchen, dann sieht man einiges. Aber man erkennt nicht die inneren Werte, die Dichtung, die Religion, die nationale Einstellung oder z. B. auch das Nachbarschaftsverhältnis. Das erkennt man nur, wenn man zweisprachig ist. Kultur ist die Gesamtheit der geistigen und kulturellen Lebensäußerung, und man kann nur eindringen, wenn man beide Sprachen beherrscht. Man kann sich dann in die Entwicklung hineinversetzen. Wenn das auch noch für Deutschland gilt,

dann ist das eine sehr große Bereicherung. Ich meine: Die Zweisprachigkeit ist für mich ein großer Vorteil.

*

Leif Jonasson, Duborg-Skolen

Jeg vil gerne, i modsætning til de fem første, starte med at stille spørgsmålstejn ved, hvorvidt det overhovedet er muligt at være tosproget, i ordets egentlige betydning, dvs. om det er muligt, at udvikle de to sprog samtidig. Jeg vil påstå, at der for langt de flestes vedkommende er tale om et „hoved-“ og et „hjælpe-sprog“. Jeg kommer selv fra et dansktalende hjem, hvor det danske ganske naturligt har udviklet sig som første sprog, medens tysk først kom til på et forholdsvis sent tidspunkt, ca. mit 10. leveår.

At begge sprog har en god chance for at udvikles og i den sammenhæng er ligestillede er en anden sag.

De rent kontante fordele ved tosprogetheden, der er blevet nævnt kender jeg privat også til, idet jeg altid har haft let ved at få feriejobs p.gr. af tosprogetheden, men det er vist for let herudfra at slutte, at tosprogetheden skulle være en ren fordel. Det afhænger nemlig i høj grad af hvilke forudsætninger der er givet for at lære sprogene. Det rører ved noget af det Kühl nævnte lige før. For at blive perfekt tosproget kræves ikke alene at man vokser naturligt ind i begge sprog, men også at de rent materielle forudsætninger er i orden. Og vi må erkende, at det kun er få, der har lejlighed til at få en uddannelse, der giver lejlighed til fuld sprogudvikling. Det er disse omstændigheder, der resulterer i, at sprogene ofte vil udvikles som et hovedsprog, dvs. det sprog man er bedst til, og et hjælpsprog. Til slut bør selvfølgelig også nævnes at vor mindretalshverdag faktisk giver os tosprogetheden som en ekstra luksus, situationen er en helt anden i lande, hvor man er nødt til at lære to eller flere sprog. Mit Facit: Tosprogethed er en chance, mindre end en belastning, men der kræves at alle får lejlighed til at varetage denne chance.

Leif Jonasson, Duborg-Schule — Ich möchte gerne, im Gegensatz zu den ersten fünf, damit anfangen, daß ich ein Fragezeichen dahinter setze, ob es überhaupt möglich ist, zweisprachig zu sein. Das heißt: Ist es überhaupt möglich, zwei Sprachen gleichzeitig zu entwickeln. Ich meine, daß es sich bei den meisten um eine „Haupt“- und eine „Nebensprache“ handelt. Ich komme selbst aus einer dänischsprechenden Familie, wo Dänisch selbstverständlich die erste Sprache ist. Deutsch kam erst in meinem zehnten Lebensjahr hinzu. Daß beide Sprachen eine gute Entwicklungschance haben und deshalb gleichgestellt sind, ist eine andere Sache.

Die konkreten Vorteile der Zweisprachigkeit, die genannt wurden, kenne ich auch. Ich habe zum Beispiel immer sehr leicht Ferienjobs bekommen. Es ist jedoch sehr gewagt, hieraus zu

vermuten, daß die Zweisprachigkeit nur Vorteile mit sich bringt. Dieses hängt hauptsächlich davon ab, welche Voraussetzungen gegeben sind, beide Sprachen zu lernen. Dieses wurde auch vorher von Kühl berührt. Um perfekt zweisprachig zu werden, muß man nicht nur natürlich in beide Sprachen hineinwachsen, sondern die materiellen Voraussetzungen müssen auch in Ordnung sein. Wir müssen jedoch erkennen, daß nur wenige die Möglichkeit zu einer Ausbildung haben, die beide Sprachen voll entwickelt. Deshalb entwickelt sich oft eine Hauptsprache, also die Sprache, die man am besten beherrscht, und eine Hilfssprache. Zum Schluß möchte ich sagen, daß unser Minderheitsalltag uns die Zweisprachigkeit als einen Luxus gibt. Die Situation ist ganz anders in den Ländern, wo man gezwungen ist, zwei oder mehrere Sprachen zu lernen. Mein Resultat: Zweisprachigkeit ist eine Chance, weniger eine Belastung, aber es wird verlangt, daß alle die Möglichkeiten erhalten, diese Chance zu ergreifen.

Übersetzung: Edmund Clasen - Holger Bruhn

DIE DÄNISCHE SPRACHE

Die nordischen Sprachen, eine deutlich abgegrenzte Sprachgruppe innerhalb der germanischen Sprachen, lassen sich alle auf eine gemeinsame Grundsprache zurückführen: das Urnordische, das uns in einigen Runeninschriften aus dem Zeitraum von 200 bis 800 n. Chr. überliefert ist, in Dänemark u. a. auf dem Goldhorn von Gallehus (um 400 n. Chr.). Das sprachliche Kerngebiet in der urnordischen Periode erstreckte sich von Trøndelagen (vielleicht Hälogaland) im Norden bis zur Eider und den dänischen Inseln im Süden. Die nördlichen Nachbarn waren Lappen und Finnen, die der finnisch-ugrischen Sprachfamilie angehören, die südlichen aber die Sachsen, später die Friesen, aus der westgermanischen Sprachgruppe.

Aus „Dänemark“. Ein offizielles Handbuch.

Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft 1919

Aurillac, eine größere Kleinstadt oder kleinere Mittelstadt, liegt in Frankreich, in der gebirgigen Auvergne, im Departement Cantal, und ist mindestens 1500 km vom Schleswigschen entfernt. Daß vor nunmehr fast zwei Menschenaltern zwischen diesem Ort im zentralen Frankreich und unserer Heimat besondere Beziehungen bestanden, hört sich unwahrscheinlich an ...

Doch ich muß wohl von Anfang an erzählen, weil nicht mehr viele am Leben sein werden, die sich daran erinnern können. Und erzählen kann ich nur aus dem beschränkten Gesichtswinkel eines jungen deutschen Soldaten, der im ersten Weltkrieg vor Verdun in französische Kriegsgefangenschaft geriet. Das kann nicht anders als sehr subjektiv sein, andere mögen es anders erlebt haben.

*

Im Frühjahr 1919 gehörte ich zu einer Kriegsgefangenenkompanie, die in der Gegend von Reims Aufräumarbeiten machte. Wir beseitigten Stacheldraht Hindernisse der ehemaligen Front, die sich hier quer durch die Weinberge gezogen hatte. Gesagt wurde uns, daß wir nicht nach Hause kämen, bevor wir die Kriegsschäden beseitigt hätten, und das hätte noch manches Jahr dauern können. Eine sehr betrübliche Aussicht für uns, die wir schon Jahre als Prisonnier de Guerre hinter uns hatten.

Ich weiß nicht, woher es kam, aber in dieser trüben Stimmung verbreitete sich plötzlich das Gerücht, daß alle Schleswig-Holsteiner nach Hause geschickt würden, um an einer Abstimmung teilnehmen zu können. Nun, in keinem der Kriegsgefangenenlager, in denen ich gewesen war, hatte es einen Mangel an „Latrineparolen“ gegeben, aber in diesem Falle schien doch so etwas wie ein realer Kern darin zu sein. Diejenigen von uns, die Französisch lesen konnten und denen es manchmal gelang, sich eine Zeitung zu besorgen, die wußten, daß in unserer Heimat abgestimmt werden sollte, und zwar darüber, ob wir zu Deutschland oder Dänemark gehören wollten. Zuerst war von drei Abstimmungszonen die Rede, die zusammen fast ganz Schleswig umfaßten, später nur noch von zwei. Die südlichste, dritte Zone hatte man fallengelassen.

Tatsächlich wurde in den nächsten Tagen von der Lagerleitung ganz offiziell bekanntgemacht, daß sich die Schleswig-Holsteiner, und zwar *alle* Schleswig-Holsteiner, transportbereit zu halten hätten. Nun, mir sollte es recht sein, wenn sich eine Order des französischen Kriegsministeriums auf dem Dienstwege automatisch von abstimmungsberechtigten Schleswig-Holsteinern auf alle aus unserer meerumschlungenen Heimat ausgedehnt haben sollte. Ich gönnte jedem Kameraden eine baldige Heimkehr. Und so meldete sich nun alles, was aus

Schleswig-Holstein stammte, und auch noch mancher andere, der glaubte, sich als Schleswig-Holsteiner ausgeben zu können. Ich selbst, dem im Soldbuch Flensburg als Geburtsort eingetragen und der auf jeden Fall abstimmungsberechtigt war, aber kam in den Verdacht, nicht zu den „echten“ zu gehören. Ich hatte als PG schon auf einem Bauernhof in der Normandie gearbeitet, zusammen mit vier Kameraden, die aus Berlin stammten. Dabei hatte ich ihren Slang angenommen und ihn auch jetzt, wo ich noch immer mit ihnen zusammenhielt, beibehalten. „Na, det du een Berliner bist, det hört man doch gleich — aber meintswegen!“

Es waren von den 300 Kameraden 40 Mann, die sich als Schleswig-Holsteiner ausgaben, eine wirklich auffällig hohe Zahl. Der Transportzug brachte uns nicht geradenwegs in ein für uns bestimmtes Sammellager, sondern machte in mehreren Städten Aufenthalt, wo wir uns dann einige Tage in einem Gefangenenlager aufhielten. Dabei ist mir ein Lager in Chalons sur Marne besonders angenehm in Erinnerung. Dort gab es zum Mittagessen eine dicke Erbsensuppe mit einer Scheibe Speck — so etwas hatte ich während meiner Gefangenschaft noch nicht erlebt. Man war sich in Frankreich selbstverständlich der Pflicht bewußt, die Gefangenen ernähren zu müssen, andererseits aber wohl der Meinung, daß diese Ernährung nicht zu einem Vergnügen ausarten dürfe. Denn nur so kann ich es mir erklären, daß es in jedem Lager nur *ein* Essen gab. Ich hatte Erfahrungen aus acht Lagern, da gab es in einem ständig Suppe von schwarzen Bohnen mit Pferdefleisch, in einem andern dicke Nudeln mit ausgelassenen Grieben darüber, in einem dritten Reis mit eingeschnittenen Karotten (die Vitamine waren eben erst entdeckt) und so fort, aber jeden Tag, den man im Lager war, das gleiche Essen. — In Orleans verblieben wir nur eine Nacht, und dann begann die lange Fahrt nach Süden.

Ich saß meistens mit unseren Bewachern in der offenen Tür unseres Güterwagens und ließ die Beine baumeln. Es war Sonntag, wir sahen sonntäglich gekleidete Menschen in Ausflugslokalen sitzen; mich jungen Menschen packte plötzlich das Heimweh!

Es war schon dunkel, als wir in Aurillac ankamen und in einem Raum, der zu einem Kloster zu gehören schien, behelfsmäßig für die Nacht untergebracht wurden. Am nächsten Morgen führte man uns in das einige Minuten entfernte eigentliche alte Kloster. Ich wußte, daß wir geprüft werden sollten, geprüft als abstimmungsberechtigte Schleswiger. Für mich bestand kein Grund zur Sorge — aber die vielen anderen! Der französische Offizier, dem wir einzeln vorgeführt wurden, hatte vor sich eine Karte von Schleswig-Holstein. Es war eine Karte, wie man sie in der Art damals etwa im Heimatkundeunterricht in den Schulen brauchte. Als Ortschaften waren nur die Städte und die größeren Dörfer eingezeichnet. Einige Kameraden kamen schnell auf einen sicheren Dreh. War in ihrem Soldbuch

ein wenig bekanntes Dorf als Geburtsort vermerkt, zeigten sie mit dem Finger auf einen Fleck im nördlichen Schleswig und behaupteten, daß sie dort geboren wären — und wie sollte ihnen der Offizier das Gegenteil beweisen? Glück hatten auch Kameraden, die von einem Ort südlich der Abstimmungsgrenze stammten, dessen Name aber auch im Abstimmungsgebiet vorkam. So weiß ich, daß einer seinen Heimatort Arrild bei Kappeln mit einem Arrild im nördlichen Schleswig vertauschte. Trotz allem blieben doch eine ganze Reihe von Kameraden im Netz dieser Prüfung hängen. Sie sammelten sich im Innenhof des Klosters, sie sollten so schnell wie möglich von uns getrennt und in ein Lager in Roanne transportiert werden und waren natürlich in schlechter Stimmung. Unter ihnen war auch mein Freund H. L. Er hatte freilich seinen Geburtsort Klausdorf an der Schwentine mit Klausdorf im Dänisch-Wohld vertauscht, aber auch das lag in der nun nicht mehr gefragten dritten Zone. Dem Offizier hatte er vorgeredet, daß seine Eltern kurz nach seiner Geburt 1899 nach Hadersleben verzogen seien und er somit abstimmungsberechtigt sei. Das hatte ihm der Offizier nicht ohne weiteres abnehmen wollen, sondern verlangt, daß er dafür einen Beleg oder wenigstens einen Zeugen beibringen müsse. Dieser Zeuge, so meinte H. L., sollte ich nun sein. Und tatsächlich, meinen Angaben wurde geglaubt. Der Offizier fragte mich nur, ob ich zu den Abstimmungsberechtigten gehöre, was ich bejahen konnte (auf Französisch, das machte sich immer gut) und was auch seine Liste bestätigte. Wenn der Offizier gefragt hätte, wieso ich als einjähriges Baby in Flensburg etwas von dem Umzug der Eltern des H. L. von Klausdorf nach Hadersleben hätte wissen können — mir wurde nachträglich noch heiß und kalt bei dem Gedanken. Jetzt, nach soviel Jahren, glaube ich, daß der gute Franzose so ähnlich wie ich gedacht hat — meinetwegen mag der junge Mann nach Hause fahren.

Die Wochen in Aurillac erscheinen mir als eine angenehme Zeit. Wir bekamen reichliches Essen, jeden Tag eine dicke Kartoffelsuppe. Das Gewicht, das ich bei meiner Heimkehr hatte, habe ich niemals wieder erreicht. Wir brauchten nicht zu arbeiten, durften uns aber freiwillig für leichte Arbeit melden. Diese Arbeit bestand darin, daß wir wollene Decken aus einem Magazin in einem idyllischen Gebirgsbach wuschen oder wenigstens so taten, als ob wir es täten. Beim Ausmarsch bekam jeder eine Decke ausgehändigt, manche nahmen sogar zwei oder drei. Als ich als ahnungsloser Neuling meine Decke in das klare Wasser tauchte, machte mich ein erfahrener Kamerad entsetzt darauf aufmerksam, daß ich nun ja nichts hätte, worauf ich mich zum „Ausruhen“ hinlegen könnte. Bei der Rückkehr in unser Lager lieferte jeder nur eine Decke ab, dafür klimperten in manchen Taschen für einen Kriegsgefangenen sehr wertvolle Frankenstücke. Kriegsgefangenenmoral entspricht leider nicht der allgemeinen, im zweiten Weltkrieg wird es nicht anders gewesen sein. Doch muß ich gestehen, daß mir bei solchen Dingen nie ganz wohl war, ich bin auch nur einmal zu dieser freiwilligen

„Arbeit“ gegangen.

Mit sechs oder sieben Kameraden lag ich in einem kleinen Raum, in dem wir den ganzen Tag „Mensch ärgere dich nicht“ spielten. Unsere Umgangssprache war Plattdeutsch, meistens sogar das damalige Flensburger und Angeliter Platt, das heute zugunsten eines allgemein schleswig-holsteinischen Platt ausgestorben scheint.

Fast jede Woche kamen neue Transporte an, mit großem Hallo begrüßten sich Schulkameraden, Freunde und Nachbarn, und damit entstand eine Atmosphäre, als ob wir schon fast zu Hause wären. Die Bewachung war anscheinend darauf eingestellt, daß wir alle „unechte“ Deutsche, also keine „Feinde“ wären, und verhielt sich entsprechend.

Als etwa 1000 Landsleute beisammen waren, transportierte man uns ins Lager Rouen-Levasseur, wo uns ein dänisches Schiff abholen sollte. Wir wurden eingeteilt in mehrere Transporte zu je etwa 300 Mann. Ich hatte das Glück, zum ersten eingeteilt zu werden. Dabei wäre beinahe noch etwas schiefgegangen. Zu diesem ersten Transport waren nämlich auch einige eingeteilt worden, die nicht so ganz „echt“ waren, während „echtere“ zu späteren Transporten gehörten. Die letzteren machten den französischen Lagerkommandanten darauf aufmerksam, der wahrscheinlich über diese Komplizierung der Angelegenheit nicht besonders erfreut war, sich aber doch gezwungen sah, etwas zu unternehmen. Er ließ also den ersten Transport wieder zu einem Appell antreten, und ein Sergeant ging mit einer Liste durch unsere Reihen und befragte jeden einzelnen, wo er geboren sei. Wer das angab, was auf der Liste stand, wurde für gut befunden, und das hatten alle auch bald begriffen — bis auf einen Unglücksmenschen, der statt des bis dahin genannten Dorfes in Angeln nun seinen wirklichen Geburtsort angab. Der lag jedoch in Lothringen. Sein Vater war als Behördenangestellter viel versetzt worden, und so war er zu dem Geburtsort im jetzigen Frankreich gekommen. Das war für die Kompetenz des Kommandanten offensichtlich zuviel, und ich kann mir denken, wie er diese Offenherzigkeit des deutsch-dänisch-französischen Kriegsgefangenen verflucht hat. Der unglückliche Kamerad mußte zu jedem Transport beim Schiff antreten, blieb dann nach Verlesung der Liste stehen und wurde wieder ins Lager zurückgebracht — ich habe das alles viel später erfahren. Beim letzten Transport hat dann ein französischer Soldat die zu kompliziert gewordene Sache auf die einfachste Weise gelöst—mit dem Gewehrkolben hat er ihn auf das Schiff getrieben.

*

Es war ein einzigartiges Gefühl, als wir eines Abends mit der *St. Thomas* — etwa 2000 Reg.-Tonnen — die Seine hinabfuhren. „Prisonnier de Guerre“ waren wir wohl nicht mehr, ganz sicher waren wir dessen aber erst, als die Lichter der französischen Küste verschwanden und wir im Ärmelkanal schwammen. Was aber

erwartete uns eigentlich? Wir fuhren nicht nach einem deutschen Hafen, sondern — wie wir von der Besatzung erfuhren — nach Vejle. Was sollte da mit uns angestellt werden, wir wollten doch gern so schnell wie möglich nach Hause? Viele Überlegungen wurden abgebrochen durch einen heftigen Sturm, der fast alle Kameraden und sogar einen Teil der Besatzung seekrank machte. Zu meinem eigenen Erstaunen blieb ich seefest.

Während der Fahrt über die Nordsee beruhigte sich das Wetter. Als wir in der Schleuse von Brunsbüttelkoog lagen, spielten mein Freund A. G. und ich mit dem Gedanken, an Land zu springen und nach Hause zu fahren, denn wir waren unsicher, was man mit uns in Vejle anstellen würde. Als Kriegsgefangener ist man immer mißtrauisch. Die Sache scheiterte vorerst an der Überlegung, daß wir keinen Pfennig Geld hatten und daß wir in unserer abgerissenen PG-Montur doch überall zu auffällig gewesen wären. Wir verschoben die Ausführung auf den Aufenthalt in der Holtenauer Schleuse, der für den nächsten Morgen vorgesehen war. Als wir wach wurden, schaukelten wir aber schon in der Dünung vor der Eckernförder Bucht.

In der Erinnerung geraten mir jetzt die Zeiten durcheinander. Jedenfalls scheint es früher Nachmittag gewesen zu sein, als die St. Thomas ihren Kurs änderte und nach Westen in den Vejle-Fjord einbog. Ein mit mehreren jungen Leuten besetztes Boot kam uns entgegen. Nach der Tracht waren es Spejder, wie mir jemand sagte, und sie bliesen mit hellen Trompeten den Marsch der finnländischen Reiterei. Als das Boot bei uns anlegte, sahen wir, daß noch einige ältere Herren in Zivil auf unser Schiff kletterten. Bald wurde uns gesagt, daß wir uns alle auf das Vorschiff zu begeben hätten, dann mußten wir uns an den Herren des Empfangskomitees vorbei nach achtern bemühen und bekämen dabei einen Umschlag mit Lebensmittelkarten und einem bescheidenen Taschengeld ausgehändigt. Ja, ohne Lebensmittelkarten war man also auch im ersten Weltkrieg in Dänemark nicht ausgekommen. Aber was war das für ein Gefühl, nach Jahren einmal wieder gültiges Geld, zwanzig vollwertige Kronen, in der Hand zu halten. Vor Übermut warf ich den papageiengrünen Mantel mit dem großen ölfarbenen PG über Bord und freute mich, daß er schnell in den kurzen Wellen des kleinen Belt versank.

Was mochte wohl in Vejle los sein? Am Hafen stand dichtgedrängt eine Menschenmenge, auf einem halbfertigen Gebäude standen auf den Gerüsten die Leute zusammengepfercht. Nur ganz langsam, als ein älterer Herr, wahrscheinlich der Bürgermeister von Vejle, eine Ansprache hielt, von der ich einigermaßen den Sinn verstand, ging mir auf, daß man zu *unserm* Willkommen an den Hafen geströmt war. „Ihr kommt nicht allein, sondern bringt uns als Geschenk unser dejliges Sønderjylland mit.“ Dann ging ein Rufen vom Kai zu uns hin und her; ich glaubte, unter den Menschen Flensburger Gesichter zu entdecken, einzelne hatten offensichtlich von unserer Ankunft gehört und waren uns entgegengereist.

*

Es wurden uns an dem Tag und an den folgenden noch viele Reden gehalten, aber dabei blieb es nicht. Von hilfreichen Menschen wurden wir durch die Räume einer Schule geführt. Als wir wieder herauskamen, erkannten wir uns selbst kaum wieder. Wir waren rasiert worden, man hatte uns die Haare geschnitten, waren unter einer Dusche gewesen und vollkommen neu eingekleidet: neuer Zivilanzug, neue Schuhe, neue Unterwäsche, ein neues Oberhemd, Taschentuch, Kragen und Schlips, nichts war vergessen worden. Dazu ein gesteppter Hut, das war, wie ich später merkte, damals die große Mode.

In der Nacht waren wir Gäste bei Bürgern von Vejle und Umgegend. Mich brachte eine Gig zum Hauptlehrer eines nahegelegenen Dorfes. Den Namen des lieben Mannes und auch den des Dorfes habe ich vergessen. Er hatte erfahren, daß ich ein Lehrerseminar besucht hatte, und bald kamen wir in eine halb dänisch und halb deutsch geführte Unterhaltung über pädagogische Dinge. Die Festlichkeiten anlässlich unserer Ankunft sollten drei Tage dauern. Vom zweiten Tag erinnere ich nur, daß wir zu Fuß und ganz zivilistisch ungeordnet zu einem größeren Ausflugslokal gingen. Unterwegs wurden wir von verschiedenen Herren angesprochen und in Debatten darüber verwickelt, ob wir deutsch oder dänisch stimmen wollten. Lange sprach mit mir Redakteur Bogensee von „Flensburg Avis“. Die Aussprache war angenehm und taktvoll, der Eindruck, einen Druck auszuüben — und sei es auch nur ein moralischer — wurde streng vermieden. Trotzdem blieb ein peinlicher Rest — jedenfalls für mich. Man hatte uns hier mit Wohltaten überschüttet, außerdem verdankten wir es dänischer Initiative, daß wir ungefähr ein halbes Jahr früher als andere aus der Kriegsgefangenschaft in die Heimat zurückkehrten. Gewiß sprach aus dem allen auch ein herzliches Mitfühlen für uns als die noch einmal Davongekommenen eines grausigen Krieges. Aber aus den vielen Ansprachen ließ sich doch nicht überhören, daß man von uns eine Stimmabgabe für Dänemark erwartete. Wenn ein Hoch auf den dänischen König angestimmt wurde, habe ich rückhaltlos mit eingestimmt — warum auch nicht?

Aber es blieb ein — wenigstens mir — beängstigender Rest. Ich kam mir wie in eine hochstaplerische Rolle gedrängt vor, denn was die freundlichen Leute von mir erwarteten, konnte ich nicht erfüllen. Obwohl in Flensburg aufgewachsen, hatte ich kaum Kontakt mit der Bewegung der dänischen Minderheit gehabt. Meine Jugend war ganz im deutschen Kulturkreis verlaufen, einschließlich meiner Ausbildung zum Lehrer in Apenrade und Tondern. Dänisch konnte ich nur radebrechen. Ich kam mir wie ein Zechpreller vor, der alle Bewirtung entgegengenommen hatte, obwohl er wußte, daß er sie nicht bezahlen konnte. Solche Skrupel sind wohl auch anderen gekommen. Mit einigen Kameraden verzichtete ich am Nachmittag des zweiten Tages auf alle weiteren Veranstaltungen und fuhr mit der Bahn nach Hause. Bei Vamdrup, an der alten

Königsau-Grenze, empfing uns eine Wache aus deutschen Soldaten. Der Feldwebel begrüßte unsere Gruppe mit einem martialischen „Alles mal herhören!“

*... in der Heimat, in der Heimat,
da gibt's ein Wiedersehn!*

Refrain eines Soldatenliedes des 1. Weltkrieges

Der Deutsche Tag 1976

Identität und Integration/Trennung von Politik und Kultur

Die deutsche Volksgruppe auf neuen Wegen

Am 6. und 7. November hatte der Bund deutscher Nordschleswiger wieder zum traditionellen Deutschen Tag eingeladen. Eine Fülle von Veranstaltungen – in Hadersleben, Apenrade, Tondern, Sonderburg, Tingleff und Feldstedt – vermittelten ein lebendiges Bild des gesellschaftlichen Lebens der deutschen Volksgruppe: von der Gefallenenehrung für die Toten der beiden Weltkriege im Ehrenhain auf dem Knivsberg, Theateraufführungen und Konzerten bis zum Schützentreffen und Stiftungsfest der Ruderer – nicht zu vergessen die Gesprächskreise und die Gemeinschaftsveranstaltung als Abschluß des Deutschen Tages in der Sporthalle in Tingleff. Die ganze Vielfalt der Aktivitäten des Bundes deutscher Nordschleswiger wurde hier ausgebreitet und ergab insgesamt ein Bild des eigenen Selbstverständnisses und zugleich ein Schaufenster nach außen für den dänischen Nachbarn und die Gäste aus der Bundesrepublik.

Auf drei Veranstaltungen soll hier näher eingegangen werden, in denen die derzeitige Position der deutschen Volksgruppe im Kulturellen und Politischen sich am klarsten abzuzeichnen scheint. Da war zunächst das Informationsgespräch des BdN mit an seiner Arbeit besonders interessierten Gästen südlich der Grenze. „Identität und Integration“, das Motto des Deutschen Tages, war auch das Stichwort für das in Hadersleben geführte Gespräch. Mit ihm ist der Spannungsbogen gekennzeichnet, unter dem die Volksgruppe heute lebt und arbeitet. Die Frage nach der Identität der Volksgruppe ist die Frage nach dem gesellschaftlichen Bewußtsein, dem Selbstverständnis der deutschen Nordschleswiger heute, im Jahre 1976. Die den Gästen aus dem Süden übergebenen und zusätzlich mündlich erläuterten schriftlichen Informationen enthielten weniger Material zur Identität der Volksgruppe als zur Frage der Integration, und zwar der Integration in den Gesetzesbereich des dänischen Staates. Bezeichnend für den gegenwärtigen Stand der Diskussion um das Problem Identität und Integration war es, daß dies Stichwort in der Debatte nicht aufgegriffen wurde, sondern die Aussprache sich sehr schnell und fast ausschließlich der Frage der finanziellen Unterstützung der Volksgruppe zuwandte, ob wie bisher sowohl von der Bundesrepublik und Schleswig-Holstein als auch vom Herbergstaat Dänemark oder nur durch den Herbergstaat – einem Vorschlag, der in letzter Zeit auf dänischer Seite in der Diskussion aufgetaucht ist.

Es bestand Einmütigkeit darüber, daß die Beibehaltung der bisherigen Regelung für die Volksgruppe wichtig sei. Daß eine ernsthafte Diskussion um die Probleme Identität und Integration nicht zustande kam, machte offensichtlich klar, daß die Volksgruppe selbst hier zuerst gefragt ist und eine Antwort finden muß, daß von außen her nur begrenzt geistige Hilfestellung gegeben werden kann. Das gleiche gilt für die Frage „Trennung von Politik und Kultur – pro und contra“, die in dem Gesprächskreis in der Nachschule Tingleff erörtert wurde. Auch hier war es wieder kennzeichnend, daß nicht grundsätzlich über das Verhältnis der Politik zur Kultur und umgekehrt diskutiert wurde, sondern die praktische Frage einer organisatorischen Trennung und Verselbständigung von Slesvigsk Parti als der politischen Vertretung der Volksgruppe und des BdN als der kulturellen Organisation in den Mittelpunkt der Erörterungen gestellt wurde. Dabei wurde von den Vertretern des Pro und Contra – Siegfried Matlok und Peter Iver Johannsen – schon beiderseits vorausgesetzt, daß Politik und Kultur sich wechselseitig bedingen und in der praktischen Volkstumsarbeit nicht streng voneinander zu trennen sind. Im Ergebnis ergab sich hier kein Pro und Contra, sondern nur eine Verschiedenheit in den Nyanzen – über den Grad der organisatorischen Selbständigkeit der politischen Aktivitäten der Volksgruppe. Eine Debatte hierüber wird im Rahmen des BdN schon seit längerem geführt und ist mit diesem Gespräch bestimmt noch nicht zum Abschluß gekommen – zumal die Bundesdeutschen auch hier nur wenig zu einer endgültigen Beurteilung beitragen konnten. In die Debatte hinein spielte auch die Frage eines politischen Grundsatzprogrammes, wobei auf die Schwierigkeiten hingewiesen wurde, mit einem solchen die breite soziologische und politische Struktur der Volksgruppe voll abzudecken – das Problem der politischen Randgruppen.

Im Mittelpunkt der Gemeinschaftsveranstaltung in der Tingleffer Sporthalle am Sonntagnachmittag stand die Rede von Jes Schmidt, des Folketingabgeordneten der deutschen Nordschleswiger. Er sprach über „Die deutsche Volksgruppe auf neuem Weg – 3 Jahre parlamentarische Arbeit in Kopenhagen“. Entscheidend für den neuen Weg der Volksgruppe seien zwei Ereignisse gewesen, die Grundsaterklärung des BdN 1945 und seine, Jes Schmidts, Wahl als deutscher Nordschleswiger auf der Liste einer dänischen Partei, nämlich der Centrumdemokraten, zum Folketingabgeordneten und seine volle Akzeptierung und Integration in den Rahmen der allgemeinen dänischen Politik.

Diese drei Veranstaltungen des Deutschen Tages 1976 hinterließen den Eindruck, daß die Volksgruppe sich heute ganz pragmatisch und gegenwartsbezogen um Identität und Integration bemüht. Die Bundesrepublik Deutschland und der dänische Staat sind die beiden Pole, in die sich die Volksgruppe hineingesetzt sieht und zwischen denen sie den ihr demäßen Platz zu erhalten hofft, mehr den Aufgaben des Tages als einer problemvollen Vergangenheit zugewandt.

EINE TIEFE VERPFLICHTENDE BINDUNG

Es steht fest, daß die Bundesrepublik Deutschland – und hier meine ich sowohl den Bund als auch das Land Schleswig-Holstein – eine tiefe und verpflichtende Bindung an die deutsche Volksgruppe haben, der sich beide nicht entzogen haben und der sie sich auch in Zukunft weder entziehen wollen noch entziehen können.

Die seit vielen Jahren durch den Bund vorgenommene Förderung des Bundes deutscher Nordschleswiger erfolgt sicherlich nicht aus einer wie auch immer gearteten Sentimentalität und sie ist auch nicht Ausdruck völkischen Zusammengehörigkeitsgefühls. Die Bindungen des Bundes an die deutsche Volksgruppe sind von handfester politischer Natur, sie belegen den Willen der Bundesrepublik Deutschland und der sie tragenden demokratischen Parteien auf Erhalt eines friedlichen, in seinen Grenzen bestätigten Europas, in dem – mindestens was Westeuropa betrifft – auch völkliche Minderheiten kein Grund mehr für Auseinandersetzungen, im Gegenteil, in dem sie geradezu der Prüfstein für gut nachbarliche Beziehungen und Entspannung sind.

Aus der Rede von Regierungsdirektor Ulrich Stiemke als Vertreter der Bundesrepublik auf dem Deutschen Tag 1976

Sozialarbeit im Landesteil Schleswig unter nationalem Vorzeichen *Eine Arbeitstagung Grenzfriedensbund – Arbeiterwohlfahrt*

Im Martje-Flor-Heim der Arbeiterwohlfahrt in Schleswig fand am 13. November die diesjährige Arbeitstagung des Grenzfriedensbundes mit Vertretern der Awo aus dem Landesteil Schleswig statt. Ziel der Tagung war es, die etwa fünfzig Teilnehmer mit den besonderen und zusätzlichen Formen sozialer Arbeit bekanntzumachen, die sich im Gefolge der erneuten Auseinandersetzungen nach 1945 um die nationale Zugehörigkeit Südschleswigs herausgebildet haben und heute einen festen und anerkannten Platz im Gesamtgefüge der Sozialarbeit in diesem Raume einnehmen.

Über die Einrichtungen zur sozialen Betreuung der Angehörigen der dänischen

Volksgruppe sprach der Leiter des Dansk Sundhedstjeneste in Flensburg, Franz Wingender, der die Aktivitäten und Einrichtungen auf sozialem Gebiete damit begründete, daß es Aufgabe und Pflicht der dänischen Volksgruppe sei, sich derjenigen, die sich zu ihr bekennen, auch und besonders in Notlagen anzunehmen. Er betonte – bis auf wenige Ausnahmen – die gute Zusammenarbeit auch mit deutschen amtlichen Stellen und die inzwischen selbstverständlich gewordene gelegentliche gegenseitige Unterstützung in der alltäglichen praktischen Arbeit auch über den eigenen nationalen Bereich hinaus.

Die Sozialarbeit der Arbeitsgemeinschaft Deutsches Schleswig schilderte ihr Geschäftsführer, Uwe Lendt. Er begründete die zusätzlichen sozialen Einrichtungen der ADS im Landesteil Schleswig mit der nach 1945 notwendigen Abwehr gegenüber dem expansiven nationalen Vorstoß des Dänentums, der sich inzwischen erfreulicherweise zu einem nationalen Wettbewerb und friedlichem Nebeneinander gewandelt hat.

Die Arbeitsberichte über die sozialen Aktivitäten in den Kreis- und Ortsausschüssen der Awo und auf der Landesebene – weitgehend von ehrenamtlichen Helfern getragen – rundeten das besonders vielfältige Bild der Sozialarbeit im Raume Schleswig ab.

Außer den Vertretern der Orts- und Kreisausschüsse nahmen an der Tagung vom Landesvorstand der Awo, Organisationsleiter Kock und vom Sozialdienst des Bundes deutscher Nordschleswiger Frau und Herr Sievers aus Rapstedt teil. Die Grüße der Stadt Schleswig überbrachte Bürgermeister Bodo Richter.

eb

Wilhelm Käber 80 Jahre

Am 27. Dezember wird Wilhelm Käber 80 Jahre. Sein politischer Einsatz hat in Schleswig-Holstein über zwanzig Jahre prägend gewirkt. Der sozialdemokratische Politiker gehörte nach dem zweiten Weltkrieg im wahrsten Sinne zu den Männern der ersten Stunde, dessen Name auf das engste mit den Grundlagen des staatlichen demokratischen Wiederaufbaus verbunden ist. Bei allen Gegensätzen haben auch seine politischen Gegner immer mit Respekt sein aufrichtiges Wirken für die Bildung eines staatsbürgerlichen Bewußtseins anerkannt, um das er sich – in die Regierungsverantwortung oder in die parlamentarische Opposition gestellt – stets in praktischer Weise ideenreich bemüht hat.

Auf Ausgleich und Brückenbau bedacht, aber konsequent im Eintreten für von ihm als richtig erkannte Grundsätze, ist für Käber in Tagespolitik und Parlamentsarbeit die Achtung vor der Überzeugung des politischen „Gegenspielers“ Voraussetzung für das im Interesse des Gemeinwohls liegende Maß des Miteinanderauskommens.

Wilhelm Käber wurde 1896 in Duderstadt/Hann. geboren. Nach dem Schulbesuch absolvierte er ein Lehrerseminar und war von 1921 bis 1925 Volksschullehrer, daneben Gemeindevertreter und Kreistagsabgeordneter. Dann wurde er Kommunalbeamter, bis er 1933 wegen seiner politischen Überzeugung gezwungen wurde, den öffentlichen Dienst zu verlassen. Von 1933 bis 1945 mußte er seine Existenz als freiberuflicher Kaufmann sichern.

1945 in die damalige Gemeinde Lockstedter Lager verschlagen, gehörte er zu den ersten, die im kommunalen Bereich tätig wurden. Er wurde in den Gemeinderat und zum Bürgermeister gewählt, war Mitglied des Kreistages und Landrat des Kreises Steinburg sowie Landtagsabgeordneter. 1947, nach den ersten Landtagswahlen, wurde er im November Innenminister des Landes, der er bis September 1950 blieb, und war 1949/50 zugleich stellvertretender Ministerpräsident. 1953 wählte ihn die SPD-Landtagsfraktion zu ihrem Vorsitzenden und zum Oppositionsführer im Landtag. Dieses Amt hatte er mehr als dreizehn Jahre bis 1966 inne.

Sowohl als Innenminister wie als Oppositionsführer sind mit Käber Leistungen verbunden, die Bestand behalten haben. Als schleswig-holsteinischer Innenminister trug er die Verantwortung für die Grundsteine der demokratischen Landesentwicklung. Dazu gehören die Schaffung der Gemeindeordnung und der Landessatzung sowie der Wiederaufbau einer normal arbeitenden inneren Verwaltung und der Polizei. Auch hat er einen guten Anteil an der Abfassung der „Kieler Erklärung“, mit der 1949 zum erstenmal eine deutsch-dänische Verständigung in der damals beiderseits der Grenze emotional sehr aufgeladenen Minderheitenfrage angestrebt wurde.

Am 24. Oktober 1949 begründete der sozialdemokratische Innenminister Wilhelm Käber im Kieler Landtag den Regierungsentwurf für eine Landessatzung, die schon die heute noch gültigen wesentlichen verfassungsrechtlichen Grundlagen des Landes enthielt, und betonte dabei u. a. die sozialen Leitlinien der damaligen SPD-Landesregierung, nach deren Auffassung es erforderlich war, „die sozialen und wirtschaftlichen Grundrechte durch das Landesverfassungsgesetz zu gewährleisten“. Zwar unterblieb angesichts des Vorrangs der Bundesgesetzgebung manches in dieser Hinsicht Gewünschte, aber Bodenreform und eine allgemeine sechsjährige Grundschule sowie Schulgeld- und Lernmittelfreiheit als Ansatz für das allgemeine Recht auf Bildung wurden verankert.

Dieser Anspruch, in die Landesverfassung mehr als nur demokratische Selbstverständlichkeiten hineinzuschreiben, war damals jedoch für die in der Opposition stehende CDU wohl der eigentliche Anlaß, an der Verfassungsberatung nicht teilzunehmen und die Landessatzung auch nicht mitzubeschließen. Schon unter der dann folgenden CDU-geführten

Landesregierung wurden diese beiden Artikel der Landessatzung denn auch herausgenommen bzw. geändert.

Als Oppositionsführer der Jahre 1953 bis 1966 ist es schließlich ein wesentliches Verdienst Wilhelm Käbers, die Landtags-Opposition als gleichberechtigten Partner in der parlamentarischen Auseinandersetzung herausgestellt zu haben. In Schleswig-Holstein die Bedeutung der parlamentarischen Opposition – unabhängig davon, welcher Seite des Parlaments sie zufällt – in das Bewußtsein der Bürger gerückt zu haben, ist eine Leistung für das demokratische Selbstverständnis, die es wert ist, von allen demokratischen Kräften im Lande gewürdigt zu werden.

Günther Martens

*

Lieber Herr Käber!

Unser Chronist hat die Daten Ihres Lebens und Tuns genannt und gewürdigt. Lassen Sie mich im Namen des Grenzfriedensbundes und im eigenen Namen Ihnen herzlich gratulieren. Seit vielen Jahren sind Sie uns in der praktischen Vorstandsarbeit verbunden, nachdem Sie als Minister am Anfang Wesentliches beitrugen, um unserer Arbeit eine Ausgangsposition zu geben. Wir respektieren in Ihnen den Mann, der eine gute Sache zu seiner eigenen macht, kameradschaftlich Hilfe leistet und unsere Organisation durch sein Wissen und seine Bereitschaft zu klarer aber auch toleranter Stellungnahme mit zu dem gemacht hat was sie heute ist. Dafür Ihnen mit vielen guten Wünschen zum Geburtstag zu danken, ist uns ein herzliches Bedürfnis.

Ihr H. P. Johannsen

Jes Schmidt 60 Jahre

Der deutsch-nordschleswigsche Folketingsabgeordnete Jes Schmidt, Apenrade, wurde am 10. November 60 Jahre alt.

Jes Schmidt, Hofbesitzersohn aus Hjerting bei Rödding – ein Königsaudeutscher also –, bestand das Abitur am Deutschen Gymnasium in Apenrade und wurde in den dreißiger Jahren als Journalist bei den „Kieler Neuesten Nachrichten“ ausgebildet. Nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin 1940 wurde er zum Reichskommissar nach Oslo versetzt. Nach Kriegsende kehrte er in die Heimat zurück, wurde anfänglich von den Engländern in Ostholstein interniert, um dann 1946 in Nordschleswig wegen Kollaboration vor Gericht gestellt zu werden. Er wurde in zwei Instanzen freigesprochen, weil keine Anklage gegen ihn erhoben

werden konnte.

Jes Schmidt stellte sich gleich der Volksgruppe zur Verfügung. Zusammen mit Redakteur Ernst Siegfried Hansen gab er die deutsche Wochenzeitung „Der Nordschleswiger“ heraus. Doch der Schwerpunkt seiner Arbeit lag anfänglich beim Wiederaufbau deutscher demokratischer Organisationen. Er gehört daher zu den Männern der ersten Stunde. Als Nachfolger von E. S. Hansen wurde er Sekretär des Bundes deutscher Nordschleswiger. Der schnelle Aufbau eines neuen Organisationsnetzes ist vor allem ihm zu verdanken. Zugleich suchte er die führungslose deutsche Jugend zu sammeln. Vorsitzender des Deutschen Jugendverbandes war er von seiner Gründung 1948 bis zum Jahre 1961. In diese Zeit fällt auch sein besonderer Einsatz für die schulentlassene Jugend, indem er die „Nachschulspende Nordschleswig“ ins Leben rief, um durch einen Akt der Selbsthilfe eine solche Fortbildungsschule für die Volksgruppe zu errichten. Die Schule entstand 1951. Er ist seit seiner Gründung auch heute noch Vorsitzender des Volkshochschulvereins für Nordschleswig.

Das Sekretariat des Bundes gab er 1951 ab. 1953 wurde Jes Schmidt Chefredakteur des inzwischen zur Tageszeitung etablierten „Nordschleswigers“ und stand als solcher mitten im politischen Geschehen der Minderheit. Er ist Mitglied des Hauptvorstandes und des Geschäftsausschusses des BdN.

1958 wurde er in den Stadtrat Apenrades gewählt und unterstrich so die stets wichtiger werdende kommunalpolitische Arbeit der Volksgruppe. Hier wurden seine besonderen politischen Fähigkeiten bald sichtbar, indem er es verstand, im politischen Kräftespiel das Zünglein an der Waage zu bilden. Von 1970 bis 1974 war er Vizebürgermeister der Stadt.

Auch in der FUEV (Föderalistische Union der europäischen Minderheiten und Regionen) avancierte er als Mitglied der Delegation der deutschen Volksgruppe zum Vizepräsidenten, ein Amt, das er auch heute noch innehat.

Als das Mandat der Schleswigschen Partei im Folketing 1964 verloren ging, wurde Schmidt Mitglied des Kontaktausschusses in Kopenhagen.

Das Bündnisangebot von Erhard Jakobsen an die Schleswigsche Partei führte am 4. Dezember 1973 zur Wahl von Jes Schmidt in den dänischen Reichstag.

Auch bei der letzten Wahl im Januar 1975 verteidigte er seinen Sitz im Folketing mit Erfolg. Seine Mitarbeit innerhalb der Fraktion der Centrumdemokraten (CD) gründet auf dem jeweils für eine Wahlperiode abgeschlossenen Abkommen der Schleswigschen Partei mit der Partei Erhard Jakobsens. Danach ist Jes Schmidt vor allem Vertreter und Sprecher der Minderheit. Er nimmt aber – was vor ihm bislang keinem deutsch-nordschleswigschen Abgeordneten gelang –, an der Ausschubarbeit im Parlament teil. Er ist Mitglied im Finanzausschuß, im Kommunalausschuß, im Landwirtschafts- und Steuerausschuß und gehört auch dem Besoldungsrat, einem besonderem Gremium des Parlaments, an.

Rudolf Stehr 70 Jahre

Harro Marquardsen, der frühere BdN-Hauptvorsitzende, hat im „Nordschleswiger“ die Arbeit Rudolf Stehrs im Dienste der deutschen Volksgruppe wie folgt gewürdigt:

Am 1. Dezember wurde der frühere Generalsekretär des Bundes deutscher Nordschleswiger, Rudolf Stehr, 70 Jahre alt. Sein Leben ist eng mit seiner nordschleswigschen Heimat verbunden.

Rudolf Stehr stammt von der Westküste unseres Landesteils, was viele seiner Wesenszüge geprägt hat. Geboren wurde er am 1. Dezember 1906 in Bredebro. Seine Kindheit verbrachte er jedoch in Scherrebek. Von dort aus fuhr Rudolf Stehr sieben Jahre lang täglich mit der Kleinbahn nach Tondern, um die höhere Schule zu besuchen.

Nach dem Abitur in Flensburg studierte Rudolf Stehr Volkswirtschaft und Jura in Freiburg, Kopenhagen und Kiel und trat dann 1936 in den Dienst des Oberpräsidiums in Kiel, wo er mit Fragen des Westküstenschutzes, der Landgewinnung und der Entwässerung beschäftigt war. Sein starkes Interesse an der Westküste hat Rudolf Stehr bis heute nicht verloren. Er liebt es, durch die Köge zu fahren und sich über Ernteaussichten und Ochsenpreise zu unterhalten. 1937 folgte Rudolf Stehr dem Ruf aus seiner nordschleswigschen Heimat und trat in die Kreditanstalt Vogelgesang in Hadersleben ein. 1943 wurde er zum Leiter des Kontors für die deutsche Volksgruppe im Staatsministerium in Kopenhagen berufen, wo es galt, in einer schwierigen und schattenvollen Zeit die Belange der deutschen Volksgruppe zu vertreten. 1945 wurde er bei der Rechtsabrechnung wegen seiner Zugehörigkeit zur Volksgruppenführung zu vier Jahren Gefängnis verurteilt.

Aus echter innerer Überzeugung und erfüllt von der tragenden Idee, daß die deutsche Volksgruppe ihren festen Platz in Nordschleswig habe und weiterhin haben würde, stellte Rudolf Stehr sich für den schweren Wiederaufbau der Arbeit der deutschen Volksgruppe nach 1945 zur Verfügung. Am 1. Dezember 1951 übernahm er die Leitung des Deutschen Sekretariats in Apenrade und hat diese Stellung bis zu seiner Pensionierung 1973 innegehabt. Es ist bestimmt eine schwere Aufgabe gewesen, den Zusammenhalt der deutschen Volksgruppe nach 1945 wiederherzustellen und den Wiederaufbau voranzutreiben. Durch sachliche Arbeit, durch Zähigkeit und durch großen Idealismus hat Rudolf Stehr ein wesentliches Verdienst daran, daß wir auf diesem Wege weitergekommen sind. Rudolf Stehr hat immer Initiativen entwickelt, hat immer versucht, die Arbeit mit

neuen Ideen zu bereichern und in Anpassung an die Zeitentwicklung neuen Akzente zu setzen, wobei er sein großes Wissen und seine Tatkraft immer loyal dem Hauptvorstand des Bundes deutscher Nordschleswiger zur Verfügung gestellt hat.

In seiner 23jährigen Tätigkeit an verantwortlicher Stelle in Nordschleswig hat Rudolf Stehr es gewiß nicht immer leicht gehabt. Manche Kritik und mancher Widerstand auch aus eigenen Reihen sind ihm nicht erspart geblieben. Rudolf Stehr hat sich dadurch in seiner Überzeugung nicht beirren lassen und die Entwicklung hat ihm Recht gegeben. Rudolf Stehr ist ein tüchtiger Jurist, eine erfahrener und geschickter Verhandlungspartner, der die Volksgruppe in vielen Verhandlungen mit Ministerien und Behörden hervorragend vertreten hat. Ich habe als Hauptvorsitzender des Bundes deutscher Nordschleswiger 14 Jahre lang mit Rudolf Stehr zusammengearbeitet. Diese Jahre, in denen wir gemeinsam für die Belange unserer deutschen Gemeinschaft gearbeitet haben, waren für mich gute und schöne Jahre, geprägt von einer loyalen und vertrauensvollen Zusammenarbeit mit Rudolf Stehr, wofür ich mich persönlich ganz herzlich bedanken möchte.

Staatssekretär a. D. Werner Schmidt 65 Jahre

Werner Schmidt, am 23. Oktober 65 Jahre alt geworden, ist weit über seine schleswig-holsteinische Heimat hinaus bekannt. Seine umfangreichen hauptberuflichen und außerdienstlichen Tätigkeiten in gemeindlichen, staatlichen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Bereichen sind bekannt. Insbesondere die Wohnungswirtschaft, die Heimatarbeit, das Schleswig-Holsteinische Freilichtmuseum verdanken ihm viel. Heute ist Dr. Schmidt u. a. Vorsitzender des Deutschen Heimstättenwerks, des Schleswig-Holsteinischen Heimat-Bundes und immer noch aktiv in der Vertretung deutscher Belange in Übersee.

Seine Freunde haben die Absicht, ihm ihre Glückwünsche in besonderer Weise darzubringen. Unter dem Titel „Denkpausen“ wird eine Sammlung von Aufsätzen und Reden erscheinen, die der Jubilar in zwei Jahrzehnten verfaßt hat. Sie sind ein Spiegelbild aus seinem reichen Schaffen und charakterisieren die geprägte Persönlichkeit Werner Schmidts.

Wilh. Ehlers

*

Peter Petersen wurde die Lornsen-Kette verliehen

Auf der Delegiertentagung des SHHB, anläßlich der Nordschleswigstage in

Rendsburg wurde Regierungsschuldir. i. R. Peter Petersen als ehemaligem Bundesvorsitzenden „für seine Verdienste, die er sich in vielen Jahrzehnten unermüdlichen Einsatzes für unsere schleswig-holsteinische Heimat und um die Sache des SHHB erworben hat“, die Lornsen-Kette des Heimatbundes verliehen. In seiner Laudatio sagte Schulrat Christian Petersen, Niebüll, u. a.: „Die junge Lehrergeneration, die Anfang der zwanziger Jahre in den Schuldienst gelangte, packte mit Elan und Begeisterung ihre Bildungs- und Erziehungsarbeit an. Sie war erfüllt von den Ideen der Reformpädagogik. Insbesondere aber gewann die gesamte unterrichtliche Arbeit der Schule an Wert und innerer Kraft, als die Heimatkunde zum zentralen Fach erhoben wurde. Hier bot sich die Möglichkeit, in den jungen Menschen die Bindung und Liebe zur Heimat zu wecken. Es ging jedoch nicht nur um die Erschließung neuen, bisher fast unbekanntes Kulturgutes. Die Lehrer, besonders die im Grenzraum tätigen, standen mitten in der teilweise recht scharfen Auseinandersetzung zwischen Deutsch und Dänisch im Grenzland Schleswig. Neben ihrer Arbeit in der Schule waren sie aufgerufen, für das deutsche Volkstum zu wirken. Der Lehrer in seiner dorfeigenen Schule war in diesen Jahren absoluter kultureller Kristallisationspunkt im Bereich der Kultur- und Volkstumsarbeit.

In den Jahren nach 1945 mit der ungeheuren materiellen Not und der seelischen Verzweiflung und dem Verlust des Glaubens an die Zukunft unseres Volkes war Peter Petersen einer der Männer der ersten Stunde, die sich mit großem Mut und nationalem Selbstbewußtsein der drohenden Überflutung durch eine neudänische Bewegung entgegenstellte. Als Tausende ihrem Volkstum und ihrem nationalen Empfinden den Rücken kehrten, in einer verbreiteten Auflösungspsychose hat Peter Petersen versucht, Widerstand zu organisieren, Verzweifelnde aufzurichten. Er stand freilich nicht weithin sichtbar in einer Führungsposition, sondern wirkte mehr im Hintergrund, in der Kleinarbeit, aber der an Lösung grundlegender Fragen. Seine großen Kenntnisse der deutschen wie der dänischen Geschichte, seine großen Erfahrungen in der volklichen Auseinandersetzung in den zwanziger Jahren und sein bedeutendes Einfühlungsvermögen in die Mentalität beider Seiten machten ihn zu einem unentbehrlichen Helfer und Ratgeber der in der breiten Öffentlichkeit stehenden Führungskräfte.

Viele Probleme der ersten Jahre nach 1945 gelangten mit seiner Hilfe und seinem klugen Rat zu brauchbaren Lösungen. So war es für das in Not geratene Grenzland Schleswig von großem Nutzen, daß Peter Petersen in der Dienststelle des Landesbeauftragten für Schleswig unter Landesdirektor Jens Nydahl wirken konnte.“

Peter Petersen wurde am 18. Juli 1900 in Soholm/Nordfriesland geboren. Nach dem Seminarbesuch in Tondern wurde er 1921 Hauslehrer auf der Insel Barsoe in der Gjenner Bucht und trat wenig später in den Dienst der Deutschen Schule

Broacker; ab 1924 war er Lehrer in Stadum und Klüs. Er gehörte zu der Reihe der Männer, die nach 1945 zur Sammlung der deutschen Schleswig-Holsteiner aufriefen. Man kann nicht von Axel Henningsen, Minister a. D. Richard Schenck und Landesdirektor Jens Nydahl sprechen, ohne den Namen Peter Petersen zu nennen. Mit ihnen, aber auch über ihren Rahmen hinaus hat Peter Petersen wesentlichen Anteil an der Schulpolitik im deutsch-dänischen Grenzraum. Von 1964 bis 1969 war er 1. Vorsitzender des Schleswig-Holsteinischen Heimatbundes.

Aus „Der Nordschleswiger“

*

Samuel Münchow †

Der Schleswig-Holsteinische Landtag hat zu Beginn seiner Plenarsitzung Ende Oktober den verstorbenen früheren SSW-Landtagsabgeordneten Samuel Münchow besonders gewürdigt. Während die Abgeordneten sich von ihren Plätzen erhoben, sagte Landtagspräsident Dr. Helmut Lemke:

„Am 22. September verstarb der frühere Landtagsabgeordnete Samuel Münchow. Er gehörte zum 2. Ernannten Landtag von 1946 bis 1947 und war Mitglied des gewählten Landtags der ersten und der zweiten Wahlperiode von 1947 bis 1954. Außerdem gehörte er diesem Hause in der vierten Wahlperiode von 1958 bis 1962 an.

Der Verstorbene hat sich in den schweren Jahren des Wiederaufbaus nach dem Kriege mit Nachdruck für die von ihm vertretene dänische Volksgruppe eingesetzt. Er war Vorsitzender der SSW-Landtagsfraktion und hat sich im Laufe seiner politischen und parlamentarischen Tätigkeit große Verdienste um den Aufbau unseres demokratischen Staates erworben.

Wir, die wir ihn kannten, wissen um seine unkomplizierte Art, schwierige Probleme lösen zu helfen. In seinen Diskussionsbeiträgen im Parlament hat Samuel Münchow oft unüberbrückbar scheinende Gegensätze zwischen den verschiedenen Gruppierungen im Interesse der politischen Tagesarbeit auszugleichen versucht. Samuel Münchow vertrat seine politische Auffassung mit Nachdruck. Bei seinen politischen Gegnern war er dennoch geschätzt, weil sachliche Gegensätze nie zur persönlichen Entzweiung führten.

Der Schleswig-Holsteinische Landtag gedenkt des Verstorbenen. Wir werden sein Andenken in Ehren halten.“

„Südschleswigsche Heimat-Zeitung“

*

Gegenwart und Zukunft der deutschen Volksgruppe

Vom 22.-24. Oktober führte der Bund deutscher Nordschleswiger in der Akademie Sankelmark eine Tagung durch, die sich besonders mit der Haltung der Jugend zur Volksgruppe befaßte. Zu dem Thema „Wie kann und wie sollte man heute Jugendliche für die Arbeit der deutschen Volksgruppe motivieren?“ sprachen Horst Jacobsen, der Leiter der deutschen Nachschule in Tingleff, und die Lehrer Hans-Edlef Gröndahl, Saxburg, und Lutz Scheller, Rapstedt.

Der „Nordschleswiger“ äußerte sich zu dem Ergebnis der Tagung wie folgt:

Die Sankelmark-Tagung hat ohne Zweifel gezeigt, daß die bisherigen Anstrengungen verstärkt werden müssen, den Jugendlichen innerhalb der deutschen Volksgruppe die Vorteile aufzuzeigen, die ihnen die Zugehörigkeit zur Minderheit bietet. Zugleich ist aber auch deutlich geworden, daß eine Bereitschaft der Jugend zum Engagement wohl verstanden ist, jedoch sicherlich auf eine andere – vielleicht untraditionellere – Weise geweckt werden muß als bisher.

Was die Referenten auf der Tagung angeregt haben – die Jugend aktive Verantwortung tragen zu lassen und die vermehrte Nutzung der vielfältig vorhandenen Bezugspunkte – sollte allen Anlaß zum Nachdenken geben. Nicht, das bisher alles falsch gemacht worden wäre – nein! Vielmehr geht es darum – auch das wurde sichtbar –, daß zum einen mehr für die außersportliche, außerschulische Jugendarbeit auf lokaler Ebene getan werden muß, zum anderen, daß es notwendig ist, sich in stärkerem Maße als bisher um die bereits im Beruf stehenden Jugendlichen zu kümmern, ohne jedoch in einen blinden Aktionismus zu verfallen.

Nachdenklich stimmte die Aussage von Hans-Edlef Gröndahl, es müsse jedem Gelegenheit gegeben werden, seinen Standpunkt zu vertreten. In der Tat eine lebendige Diskussion und ein kritischer Austausch der verschiedenen Meinungen und Vorstellungen – gerade innerhalb der Jugend – zu Fragen der Arbeit der Volksgruppe können eher nützen als schaden, auch wenn herbe Kritik oftmals als unbequem oder sogar als überzogen angesehen werden kann.

Aus „Der Nordschleswiger“

*

Die Jahre 1933–1945 kritisch betrachtet

Die Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft Nordschleswig führte am 21. und 22. November ihre dritte Sankelmarkttagung durch. Sie befaßte sich u. a. mit der Haltung der deutschen Volksgruppe in den Jahren 1933–1945, die nach wie vor historisch umstritten ist und über die besonders zwischen alt und jung kontroverse Auffassungen bestehen. In einem Podiumsgespräch versuchte man hier die Standpunkte zu klären.

Es war ein Gespräch, so der „Nordschleswiger“, an dem sowohl Vertreter der älteren als auch der jüngeren Generation teilnahmen: Peter Callesen, Rudolf Stehr, Gerd Callesen und Thiel Juncker Martensen. Man einigte sich auf die Behandlung folgender Einzelthemen :

1. Welche politischen Traditionen aus der Zeit vor und nach dem Ersten Weltkrieg sind für die Entwicklung in der Zeit von 1933 bis 1945 maßgebend gewesen?
2. Was trug dazu bei, daß der größte Teil der Volksgruppe sich mit dem Nationalsozialismus identifizierte?
3. Wie hat die Agrarpolitik des NS-Regimes auf die Volksgruppe eingewirkt? Welche Gruppen der Volksgruppe drängten auf eine Distanzierung vom Nationalsozialismus ?
4. Welche Bedeutung hatten Ereignisse während des Krieges auf die Entwicklung der Nachkriegszeit?
5. Haben wir wirklich die Vergangenheit bewältigt oder gibt es heute Restbestände, die nachgewiesenermaßen in der NS-Zeit entstanden und heute noch wirksam sind?

Über den Zweck und Ziel der folgenden Aussprache sagte Peter Callesen:

Die Arbeitsgemeinschaft habe keine politische Aufgabe und suche keine Konfrontation, aber sie wolle einer Aussprache nicht ausweichen und damit zur Bewältigung der Probleme der Gegenwart beitragen.

Es war zu erwarten, daß die Referate der vier Podiumsgäste eine lebhafte Aussprache auslösten, die sich aber immer in sachlichen Bahnen bewegte, so daß Akademiedirektor Joachim Oertel als Leiter der Gesprächsrunde feststellen konnte, es sei in aller Fairneß diskutiert und durch den zeitlichen Abstand das Emotionale in Schranken gehalten worden. Die jungen Historiker hätten durch ihre Kritik wesentlich anspornend gewirkt und dazu beigetragen, daß den sozialen und gesellschaftlichen Momenten mehr Beachtung geschenkt wurde, als es bisher der Fall war.

Aus „Der Nordschleswiger“

*

Die vierte deutsch-dänische Schulbuchkonferenz

fand in der Akademie Sankelmark vom 26.–28. November statt. Als reine Arbeitstagung konzipiert, sollte sie die Abschlußarbeiten leisten für die Auswahl deutscher und dänischer Quellentexte zur Geschichte des deutsch-dänischen Grenzlandes.

Prof. Alexander Scharff (Universität Kiel) wertete die Tagung im Hinblick auf das Ergebnis derselben als ein vorzügliches über die Grenzen hinweg Beispiel für die

eine ideale Zusammenarbeit über die Grenze hinweg und vorbildhaft auch für andere Bereiche. Prof. Lorenz Rerup (Universität Roskilde) wertete das Ergebnis der Konferenz als eines der vielen Anzeichen für eine neue Phase enger deutsch-dänischer Zusammenarbeit. Oberstudiendirektor Immo Doege vom Deutschen Gymnasium in Apenrade meinte, daß die gute Arbeitsatmosphäre eine wesentliche Hilfe gewesen sei, um die Fülle der Quellen auf ein für die Schule praktikables Maß einzuengen.

Voraussichtlich Mitte 1977 wird nun eine zweisprachige deutsch-dänische Ausgabe historischer Quellentexte erscheinen, die von Geschichtswissenschaftlern und -lehrern aus Schleswig-Holstein und Dänemark gemeinsam ausgewählt worden sind.

Es sind zunächst drei Quellenhefte vorgesehen; sie betreffen den sogenannten „Ostersturm“ von 1933, die Kieler Erklärung und ihre Vorgeschichte von 1945 bis 1949 und die Entstehung des nationalen Gegensatzes zwischen Dänemark und Deutschland zwischen 1800 und 1864. Die Texte werden in deutscher und dänischer Sprache nebeneinander erscheinen und sollen dem Geschichtsunterricht an Universitäten Gymnasien und Realschulen dienen.

Aus „Der Nordschleswiger“

*

Die Nordschleswigtage in Rendsburg

Einen großen Erfolg hat der Schleswig- Holsteinische Heimatbund (SHHB) Kreisverein Rendsburg bei den vom 7. bis zum 10. Oktober durchgeführten Nordschleswig-Tagen in Rendsburg verbuchen können, in deren Verlauf auch die Jahresversammlung des SHHB stattfand. Zwar laufen solche Veranstaltungen oft Gefahr, nur zu einem Treffen der Honoratioren zu werden, aber dies ist von diesen Nordschleswig-Tagen nicht zu behaupten; sie fanden auch ein günstiges Echo in der Rendsburger Bevölkerung, die durch ihre aktive Teilnahme bewies, daß Grenzlandarbeit auch jenseits der Schlei noch auf Beachtung und Unterstützung stößt. „Wir brauchen den Kontakt“, hat der Hauptvorsitzende des Bundes deutscher Nordschleswiger, Gerhard Schmidt, anlässlich der Nordschleswig-Tage geschrieben und er hat damit den Punkt I der BdN-Zielsetzung deutlich unterstrichen: „Aufrechterhaltung der Vertiefung der geistigen und kulturellen Verbindungen zum deutschen Volk ohne Isolierung dem Norden gegenüber.“ Im Klartext heißt das: Die deutsche Volksgruppe ist nicht nur auf die materielle Hilfe von außen angewiesen, sondern auch auf die ideelle Bereitschaft südlich der Grenze, Verständnis für die Volksgruppe und ihre Probleme zu zeigen. Mit Millionen-Zuschüssen allein ist die Vertiefung der geistigen und kulturellen

Verbindung zum deutschen Volk nicht aufrechtzuerhalten; dem Verstand muß auch das Herz folgen.

„Der Nordschleswiger“, 12. Oktober 1976